

*E*cho *aus der Genossenschaft*



Geistliches Leben – Aktuelles – VF– Geschichte

JULI
AUGUST
2006
NR. 4

Geistliches Leben

10. Arbeitsblatt für die revidierten Konstitutionen

VI. Kapitel: Die LEITUNG

LOKALLEITUNG

(K. 81-83; St. 63 – 67)

I. - EINLEITUNG

Die „Lokalebene“ betrifft die Schwestern selbst am meisten. Gewiss haben sie auch Beziehungen zur Provinzebene, aber doch seltener. Die Konstitution 31 sagt dies deutlich aus: „*Die Lokalgemeinschaft ist der erste Ort der Zugehörigkeit.*“ Wir fügen hinzu: der erste und der wichtigste. Denn für viele Töchter der christlichen Liebe ist die Vorstellung von der Genossenschaft eng mit den Erfahrungen verbunden, die sie in den Lokalgemeinschaften gemacht haben, denen sie angehörten. Ausgehend von dieser einfachen Feststellung, erkennen wir, wie sehr dieser konkrete Ort Aufmerksamkeit verdient, da er für das Sein und Tun einer Tochter der christlichen Liebe ganz wichtig ist.

Im ersten Teil des 8. Arbeitsblattes haben wir über die Artikel 60-63, die allgemeine Punkte der Leitung behandeln, nachgedacht. Für die Lokalebene beziehen wir uns darauf. Es wäre also gut, vor dem Studium dieses Arbeitsblattes nachzulesen, was über diese Punkte gesagt wurde. Sie finden dort die wesentlichen Änderungen, einige Erklärungen zu den wichtigsten Aussagen, die sich auf drei wesentliche Elemente beziehen:

die Lokalgemeinschaft, die Schwester Dienerin und der gemeinschaftliche Plan.

II. – HAUPTPUNKTE DES ARBEITSBLATTES

1. DIE LOKALGEMEINSCHAFT

Die Konstitution *Lumen gentium* des zweiten vatikanischen Konzils stellt fest, dass in jeder christlichen Versammlung die universelle Kirche dargestellt wird und handelt. Wenn wir ein Polyeder (*Körper, der von Vielecken begrenzt ist, z.B.: Prisma, Kristalle...*) anschauen, erkennen wir, dass die ganze geometrische Figur auf jeder seiner Außenflächen stehen kann. Das kann uns helfen, die Beziehung zwischen der universellen Kirche und der konkreten Gemeinschaft etwas besser zu verstehen.

In dieser Sichtweise kann uns dieses Bild auch zeigen, dass der Geist und der Zweck der Genossenschaft in jeder Lokalgemeinschaft Gestalt annehmen und leben kann. Denn hier „*verwirklicht jede Tochter der christlichen Liebe gemeinsam mit ihren Schwestern ihre Berufung*“ (vgl.K.81) und hier wächst ihr Sinn für die Zugehörigkeit zur ganzen Genossenschaft (vgl. K.34). Ich möchte sogar sagen, dass nicht nur die Genossenschaft, sondern auch die universelle Kirche in der Lokalgemeinschaft Gestalt bekommt und dargestellt ist. Der Ausdruck „*lebendige Zelle der Kirche*“ zu Beginn des Artikels 81 der Konstitutionen kann auf diese Weise interpretiert werden.

Zieht man die Grundsätze der Teilhabe und der Mitverantwortung in Betracht, so geht der Aufbau der Gemeinschaft alle Töchter der christlichen Liebe an, und nicht nur die Schwester Dienerin. Wir können sie als die erste ansehen, aber sie ist nicht ganz allein, denn – wie die Konstitutionen ganz gut ausdrücken – die Schwester Dienerin „*ist mit ihren Schwestern verantwortlich für die Erfüllung ihrer gemeinsamen Aufgabe*“ (K.82 a). Wie werden diese Grundsätze in diesem Abschnitt über die Leitung auf Lokalebene dargelegt? Die Schwestern nehmen an den Befragungen teil, die die Visitorin bezüglich der Ernennung neuer Schwestern Dienerinnen an die Provinz richtet (vgl. K.82 b; St.65 b). Außerdem werden sie befragt, wenn die Schwester ihrer Gemeinschaft angehört (vgl.K.82 c). Sie nehmen auch an den Befragungen der Schwester Dienerin zur Ernennung einer Assistentin und einer Ökonomin teil (vgl. St.66 a, b). Sie sind mit allen Rechten Mitglieder des Lokalrates, sie erarbeiten miteinander den

gemeinschaftlichen Plan und setzen ihn gemeinsam um; sie nehmen an allen Angelegenheiten des alltäglichen Lebens teil, die sich auf das gemeinschaftliche Leben und auf die Sendung beziehen (vgl. K.82 f; St.63, 66 c, 67).

2. DIE SCHWESTER DIENERIN

Im Juni 1642 beschlossen die Stifter, die Verantwortliche einer jeden Gemeinschaft „Schwester Dienerin“ zu nennen; diese Entscheidung wurde anerkannt, der Ausdruck wird noch heute verwendet. Auf diese Weise konnte der evangelische Sinn der Autorität hervorgehoben werden: *„Wenn nun ich, der Herr und Meister, euch die Füße gewaschen habe, dann müsst auch ihr einander die Füße waschen“* (Joh 13,14). *„Bei euch soll es nicht so sein, sondern wer bei euch groß sein will, der soll euer Diener sein, und wer bei euch der Erste sein will, soll euer Sklave sein. Denn auch der Menschensohn ist nicht gekommen, um sich dienen zu lassen, sondern um zu dienen und sein Leben hinzugeben als Lösegeld für viele“* (Mt 20-26-28). Die Konstitutionen halten fest, dass die Schwester Dienerin *„besondere Vollmachten“* hat (K.82 d). Aber diese durch die Konstitutionen klar begrenzten Vollmachten sind ihr zugeteilt, damit sie ihrer Gemeinschaft wirksam dienen kann. Der Ausdruck *„sie ist aufmerksam auf die Bedürfnisse ihrer Schwestern“* (St.64 b) ist eine zusätzliche Weise, die Autorität als Dienst zu unterstreichen.

Wenn wir die Artikel der Konstitutionen, die von der Leitung auf Lokalebene handeln, aufmerksam lesen, so sehen wir klar, dass die Schwester Dienerin für die Gemeinschaft sehr wichtig ist, und folglich für die ganze Genossenschaft. Das gilt so sehr, dass Pater Quintano in einem Echo-Artikel behauptet, dass *„der wichtigste Dienst, um den man eine Tochter der christlichen Liebe bitten mag, der einer Schwester Dienerin ist“*. Und einige Texte der Stifter unterstreichen diese Behauptung: *„Eines der größten Güter, das der Genossenschaft zuteil werden kann, ist, eine gute Oberin und gute Offizialschwester zu haben“*; *„alles Gute und alles Böse im Haus hängt von der Oberin ab“*; *„eine Genossenschaft ist wie ein Schiff auf dem Meer; es soll in den Hafen gelangen; die Obern gleichen dem Kapitän; sie müssen es leiten.“*¹ Dieser Vergleich hilft uns, den Gedanken im Statut 64 b zu entfalten; der die Generalversammlung und die Generalobern betrifft; diese haben die Verantwortung, die Genossen-

¹ Coste X, S.261-262, Konferenz vom 22.Mai 1657.

schaft zu fördern und sie in der Treue zu ihrem Geist und zu ihrer Sendung in der Kirche zu bewahren. Zu diesem Zweck verfügen sie über verschiedene Mittel: die Ausübung der Leitung, die Dokumente, die Wahlen und die Ernennungen, die Rundschreiben, die Besuche, die Tagungen zur Weiterbildung, die Zeit der Planung und der Auswertung... Das ist genau so gültig für die Provinzleitung in Bezug auf ihre Provinz. Damit aber all das, was wir hier erwähnt haben, in den Lokalgemeinschaften ankommt und im Leben realisiert wird, ist die Schwester Dienerin die Schlüsselfigur. Wenn sie ihre Aufgabe nicht erfüllt, bleibt alles, wovon wir gesprochen haben, leblose Dokumente, theoretische Weisungen und wirkungslose Programme.²

A) Wesentliche Änderung bezüglich der Ernennung der Schwester Dienerin nach den revidierten Konstitutionen

Nach den Konstitutionen von 1983 wurde die Schwester Dienerin durch die Visitorin aufgrund von zwei Bedingungen ernannt: sie hatte diese der Generaloberin vorzuschlagen und der Generalsuperior musste sie bestätigen (Vgl. K.3.45) Im Gegensatz dazu erfolgt nach den jetzigen Konstitutionen die Ernennung durch die Visitorin und sie teilt diese der Generaloberin mit (K.82 c). Der Grund für diese Änderungen ist einerseits in der Subsidiarität zu sehen. Sie ist die Ursache der Revision auf allen Leitungsebenen; und andererseits liegt sie auch in der stärker werdenden Rolle der Frau in der Kirche. Heutzutage ist schwer zu verstehen, dass der Generalsuperior die Ernennungen der Schwestern Dienerinnen in der Genossenschaft bestätigen soll.

Ab dem dritten Triennat braucht die Visitorin „*die Zustimmung der Generaloberin*“ (K.82 c) für die Ernennung der Schwester Dienerin. Diese kleine Änderung von „Mitteilung“ zu „Zustimmung“ mag bedeuten, dass es ideal wäre, die Schwestern nicht zu lange Schwester Dienerin bleiben zu lassen. Deshalb wird die Ernennung für gewöhnlich nur mitgeteilt. Für Ausnahmen ist ab dem dritten Triennat die „Zustimmung“ nötig. Derzeit kann das, was Ausnahme ist, aufgrund der Situation der Genossenschaft in vielen Provinzen zur Regel werden; aber es muss sich immer um wirkliche Notwendigkeit handeln.

² Vgl. F.Quintano „Die Schwester Dienerin als Animatorin. Wessen? Wie? – Echo aus der Genossenschaft (2000), S.454 ff.

Im selben Artikel fällt auch auf, wie sehr ab dem zweiten Triennat die Befragung der Gemeinschaft betont wird. Klarerweise wird vorher nicht darauf hingewiesen, weil die Schwester Dienerin aus einer anderen Gemeinschaft kommen kann und die Schwestern sie folglich nicht genügend kennen. Im Fall, dass die Schwester Dienerin aus der Gemeinschaft selbst gewählt werden soll, hat die Visitorin nach K.82 die Gemeinschaft zu befragen.

Die Konstitutionen eröffnen auch die Möglichkeit eines Mandates mit weniger als drei Jahren. Dafür mögen besondere Gründe gegeben sein. In einem solchen Fall überprüft die Visitorin mit ihrem Rat die Gründe und bestätigt sie (vgl. K.82); und nicht der Generalrat, wie in den Konstitutionen von 1983 (K.3.45). Dies ist eine weitere Folge der Anwendung des Prinzips der Subsidiarität.

Eine weitere Änderung betrifft die Berufsjahre. Um Schwester Dienerin sein zu können, ist es nötig, dass die Schwester wenigstens 10 Jahre Beruf hat (vgl. St.64 a), nicht sieben Jahre, wie es der Anhang 10 der Generalversammlung von 1985 festlegte. Vielleicht hat man dabei der Feststellung vieler heutiger Soziologen und Pädagogen Rechnung getragen, dass nämlich die Entwicklung vom Jugendalter zur Reife sehr langsam erfolgt, oder auch der Tatsache, dass heutzutage das Amt der Schwester Dienerin schwieriger ist als früher.

B) Die Rolle der Schwester Dienerin

Der erste Absatz des Artikels 82 fasst die Sendung der Schwester Dienerin zusammen: *„Sie beseelt und leitet die Lokalgemeinschaft und gibt ihr inneren Zusammenhalt. Sie verbindet sie mit der Genossenschaft und der Kirche“* (K.82 a). Ausgehend von diesem Artikel der Konstitutionen, der kaum verändert wurde, hat Pater Lloret die Sendung der Schwester Dienerin in diesen drei Verben zusammengefasst: leiten, einen, beleben (animieren).³ Wir sind der Meinung, das Wort „beleben“ ist am wichtigsten und am nötigsten, denn beleben meint: der Gemeinschaft Mut machen, damit sie den Zweck erfüllt, für den sie errichtet worden ist. Ausgehend von dieser wesentlichen Sendung sehen wir uns

³ Vgl. Pater Lloret, *Die Schwester Dienerin, warum? wie?...*, Echo aus der Genossenschaft, März 1989.

die einzelnen Aufgaben/Funktionen an, die der Schwester Dienerin zukommen.

*** Das geistliche Leben fördern**

Dieser Dienst, der einen Teil der Rolle der Schwester Dienerin ausmacht, ist im Artikel 36: *„Die Schwester Dienerin schafft mit ihren Schwestern eine Atmosphäre des Glaubens, des Gebetes, der Herzlichkeit und des frohen apostolischen Eifers“* (K.36 a). Es ist kein Widerspruch, wenn wir in diesem Kapitel über die Leitung zuerst über ihre Sendung bezüglich des spirituellen Lebens sprechen, denn wenn es der Leitung nicht gelingt, das geistliche Leben zu fördern, so wäre sein eigentlicher Zweck nicht recht verstanden worden. Der heilige Vinzenz erinnert uns an die Wichtigkeit des innerlichen Lebens: *„Das innerliche Leben ist notwendig, man muss danach streben; lässt man es daran fehlen, so fehlt es an allem.“*⁴

Wie kann die Schwester Dienerin das geistliche Leben ihrer Schwestern fördern? Sie tut dies, indem sie zu qualitätvollen und echten geistlichen Übungen aneifert, damit diese sowohl Ausdruck als auch Quelle des innerlichen Lebens werden. Folglich sollen die Schwestern Dienerinnen wirklich der Wegweisung von Mutter Guillemin Rechnung tragen: *„Sobald eine Haltung zu einer gewohnheitsmäßigen Geste wird, muss man unbedingt nach einem Mittel suchen, um diese wieder zu beleben, zu stärken.“*⁵ Ein anderes wichtiges Mittel für die Förderung des geistlichen Lebens können die Kommunikation und der Dialog der Schwester Dienerin mit jeder ihrer Schwestern sein, ganz besonders zum Zeitpunkt der Bitte um die erneute Ablegung der Gelübde. Der Artikel 36 und das Statut 21 geben genaue und interessante Richtlinien an, damit diese Kommunikation die erwarteten Früchte trägt.

*** Die Sendung fördern**

Von dieser Rolle sprechen das Statut 63 und der Artikel 82 a der Konstitutionen. Die Sendung fördern ist weit mehr als die Verwaltung eines Unternehmens sozialer Dienste. Sehr oft hat die Schwester Dienerin eine schwere Last zu tragen, denn es ist ihr neben der Förderung der

⁴ Coste XII, S.131, Konferenz vom 21. Februar 1659,

⁵ Mutter GUILLEMIN: Unterricht für die Schwester Dienerin 1966, S.196.

Gemeinschaft auch die Leitung des Werkes anvertraut. Auf jeden Fall soll die Schwester Dienerin niemals vergessen, dass es ihre erste Aufgabe ist, die Schwestern zu motivieren, damit sie ihre Sendung verstehen und sie im Geist der Genossenschaft und in vinzentinischer Sicht für den Armen und den Dienst leben. So lässt sich das Risiko vermeiden, dass man dem Professionalismus verfällt. Eines der besten Mittel zur Förderung der Sendung ist die apostolische Besinnung (vgl. K.36 a; St.11 a). Ein anderes Mittel, das mit der Sendung direkt verbunden ist, ist der gemeinschaftliche Plan; wir werden etwas später noch mehr darüber reden (vgl.K.83; St.67).

*** Das schwesterliche Leben fördern (vgl.K.35 a, 63)**

Die Schwester Dienerin soll zuerst die soziologische und psychologische Wirklichkeit ihrer Gemeinschaft akzeptieren: die Altersunterschiede, die Mentalitäten, die Charaktere... Und sie soll niemals vergessen, dass die Gemeinschaft eine Realität ist, die sie mit den Augen des Glaubens betrachten muss.

So gesehen, hat Gott die Schwestern berufen und versammelt, die die Gemeinschaft bilden. Wir selber wählen nicht die Personen, die mit uns den Weg gehen werden; Gott wählt sie für uns aus. Wir sollen daher mit ihnen die Gemeinschaft für die Sendung aufbauen. Die Förderung des schwesterlichen Lebens in Gemeinschaft braucht heute mehr denn je eine mystische Sicht, um sie zu motivieren und zu stützen.

Für die Förderung des schwesterlichen Lebens sollte die Schwester Dienerin jene Mittel verwenden, die von den Konstitutionen zu diesem Zweck angegeben werden. Einige seien hier genannt: die Mitverantwortung und die Teilhabe der Schwestern am Aufbau der Gemeinschaft wecken und stützen; ebenso den Dialog, in dem Erfahrungen ausgetauscht, Ereignisse näher betrachtet werden, damit Entscheidungen getroffen werden können; und auch ein Klima des Vertrauens, der Freiheit und der Freude; sowie die schwesterliche Zurechtweisung und der geistliche Liebesdienst; die Information... (vgl. K.32 a-36).

C) Hilfen für die Schwester Dienerin bei ihrer Leitungsfunktion

Im ersten Absatz des Artikels 82 der Konstitutionen wird der Grundsatz der Mitverantwortung erwähnt; er ruft die Schwestern auf, an den Entscheidungen der Leitung mitzuwirken. Wir wissen, die Schwester Dienerin bleibt immer die Verantwortliche für die gemeinschaftlichen Entscheidungen. Dieser Grundsatz der Mitverantwortung verlangt von der Schwester Dienerin eine Haltung, die die aktuelle Sensibilität für die Achtung der Person, die Freiheit, die Teilhabe, die Gleichheit und den Dialog annimmt. Die Generalversammlung hat diese Werte berücksichtigt; wir finden sie in den Konstitutionen wieder. Dieser Grundsatz der Mitverantwortung, der alle Schwestern einer Gemeinschaft angeht, bildet die Basis für die verschiedenen Strukturen der Leitung:

*** Die Lokalassistentin oder die Lokalassistentinnen**

Es handelt sich nicht um die Assistentin der Schwester Dienerin, sondern um die der Lokalgemeinschaft (*„Wenn die Notwendigkeit der Lokalgemeinschaft es erfordert...“*, sagt das Statut 66 a). Deshalb wird sie von der Visitorin ernannt. In den jetzigen Konstitutionen wird für die Assistentin oder die Assistentinnen keine Zeit festgelegt; wie dies in den Konstitutionen von 1983 der Fall war (*„Sie wird für drei Jahre ernannt ... und kann für weitere drei Jahre wiederernannt werden“*). Die Ausdrucksweise in den aktuellen Konstitutionen ist offener: *„Die Assistentin wird auf Bitten der Schwester Dienerin und nach Befragung der Gemeinschaft für eine von der Visitorin mit ihrem Rat festgesetzte Zeit ernannt“* (vgl. St.66 a). Diese Formulierung ermöglicht es der Visitorin, die Ernennung der Assistentin den Gegebenheiten und den wirklichen Bedürfnissen jeder Gemeinschaft anzupassen. Wahrscheinlich ist es aus der Erfahrung zu dieser Änderung gekommen. Halten wir auch fest, dass es der Schwester Dienerin zukommt, der Visitorin die Bitte um eine Assistentin vorzulegen. Es ist klar, dass diese zweifache Bitte (Notwendigkeit oder Sinnhaftigkeit einer Assistentin, Namensvorschläge für diese Aufgabe) vorbereitet werden muss; das Statut 66 a sagt von der Schwester Dienerin, dass sie *„die Gemeinschaft befragt hat“*.

Die Lokalassistentin ist ein Beweis dafür, wie wichtig die Schwester Dienerin für die Gemeinschaft ist. In der Realität hat die Assistentin die Funktion, eine Lücke in der Leitung der Gemeinschaft zu vermeiden. Dieses Amt garantiert auch, dass es in der Lokalgemeinschaft immer eine Tochter der christlichen Liebe gibt, die die Sendung hat zu fördern, zu lei-

ten, die Gruppe der Schwestern, die im Charisma des heiligen Vinzenz versammelt ist, zu einen (K.82 a). Für gewöhnlich ist das die Aufgabe der Schwester Dienerin; sollte sie aber fehlen, kommt diese Aufgabe der Assistentin zu. Daher ist es ihre Hauptaufgabe, wie dies der Name aussagt, die Schwester Dienerin zu vertreten, wenn sie abwesend oder nicht fähig ist, ihr Amt auszuüben. In der übrigen Zeit wird die Aufgabe der Assistentin *„mit der Schwester Dienerin festgelegt“* (St.66 a).

*** Die Lokalökonomin**

Wir müssen die Gestalt der Lokalökonomin eng verbunden mit der Schwester Dienerin sehen, denn in Wirklichkeit hilft sie ihr in ihrer Leitungsaufgabe. Der Artikel 82 der Konstitutionen sagt klar aus, dass die Schwester Dienerin für die zeitlichen Güter der Lokalgemeinschaft Verantwortung hat. Da die Lokalökonomin der Schwester Dienerin hilft, ist es an ihr, diese zu ernennen, nachdem sie die Gemeinschaft befragt hat. Aus demselben Grund übt die Lokalökonomin ihre Sendung *„unter der Leitung der Schwester Dienerin aus“* (St.66 b).

Beachten wir die Entwicklung von den Konstitutionen von 1983 zu denen von 2004. Bezüglich der Zweckhaftigkeit des Amtes der Ökonomin wandelte sich der Ausdruck *„In manchen Gemeinschaften“* zu *„Soweit wie möglich...in den Lokalgemeinschaften.“* Diese Weisung entspricht viel besser dem Kirchenrecht, das die effektive und reale Mitverantwortung sehr betont.⁶ Da sich die Generalversammlung bewusst war, dass es bezüglich der Ernennung einer Ökonomin in den Lokalgemeinschaften Schwierigkeiten geben kann, verwendete sie eine recht offene Ausdrucksweise: *„Soweit wie möglich... für eine bestimmte Zeit“* (St.66 b).

*** Der Lokalrat**

Dieser soll als jene geeignete Struktur angesehen werden, die eine schwesterliche Leitung ermöglicht, denn er garantiert die Zusammenarbeit und die Mitverantwortung, zu denen uns die Konstitutionen beharrlich einladen. Schon der heilige Vinzenz sprach davon und er erkannte, wie nötig es war, diesen zu schaffen, selbst wenn diese Idee sich weder zu Lebzeiten der Stifter noch danach realisiert.⁷ Die Konstitutionen von 1983 spra-

⁶ Vgl. Kanonisches Recht Nr.636.

⁷ Coste XIII, S.611-615; Rat vom 5.Juli 1646.

chen vom Lokalrat als von einer möglichen Struktur: „...*kann die Schwester Dienerin von einem Lokalrat unterstützt werden*“ – St.56, 1983). Was dort zuerst eine Option war, wurde verpflichtend durch den Anhang 15 nach der Generalversammlung von 1985. Die letzte Generalversammlung dachte gleich: „*Sie hat einen Lokalrat zu Hilfe, der von der gesamten Gemeinschaft gebildet wird. In den Häusern aber, in denen es notwendig erscheint, kann sie einen verkleinerten Lokalrat haben*“ (K.82 f). „*Falls es einen verkleinerten Lokalrat gibt, werden seine Mitglieder nach Befragung der Gemeinschaft von der Schwester Dienerin ernannt. Die Ernennung wird der Visitatorin mitgeteilt*“ (St.66 c).

Diese Vorschrift bezüglich des Lokalrates hat zum Ziel, der Schwester Dienerin in ihrer Leitungsfunktion beizustehen. Das Kirchenrecht stellt klar fest, dass jeder Obere einen Rat zur Seite haben soll.⁸ Wir können keinesfalls behaupten, dass der Lokalrat nicht nötig ist, weil wir schon die gemeinschaftlichen Zusammenkünfte und Treffen haben, die das Statut 63 erwähnt. Es handelt sich um zwei verschiedene Strukturen, die gleichzeitig einander ergänzen. In den Lokalrat gehören jene Fragen, die das gute Funktionieren der Gemeinschaft betreffen und die das Leben der Schwestern beeinflussen können: wirtschaftliche und organisatorische Fragen, Zeiteinteilung, besondere Fähigkeiten, usw. ..., all das natürlich, ohne die Grenzen der Lokalebene zu überschreiten. Die anderen gemeinschaftlichen Zusammenkünfte, von denen das Statut 63 spricht, betreffen die Erarbeitung und Überprüfung des gemeinschaftlichen Planes, die Weiterbildung und die apostolische Besinnung.

Wie organisiert man einen Lokalrat? Er soll ja seine eigene Struktur haben. Konkret soll er in bestimmten Zeitabständen mit voraus festgelegten und bekannt gegebenen Daten stattfinden (z.B. alle drei Monate). Die Schwester Dienerin bereitet eine Liste jener Punkte vor, die zu besprechen sind. Zu jedem Punkt wird ein der Sache förderlicher Dialog geführt; eine Sekretärin macht Notizen und schreibt die Schlussfolgerungen auf. In einem Ordner werden die Protokolle aufbewahrt, damit man sie nachlesen kann. Moderatorin ist immer die Schwester Dienerin oder, in deren Abwesenheit, die Assistentin. Vergessen wir aber nicht, dass der Lokalrat kein beschließendes, sondern ein beratendes Organ ist.

Die Konstitutionen fassen auch die Möglichkeit eines verkleinerten Lokalrates ins Auge. Für gewöhnlich ist dies nicht die Regel, eher eine

⁸ Vgl. Kanonisches Recht Nr.621, § 1.

Ausnahme. Wann soll ein verkleinerter Rat eingerichtet werden? Wenn die Zahl der Mitglieder der Gemeinschaft groß ist und wenn es große Schwierigkeiten im Leben der Gemeinschaft gibt. In diesem Fall soll die Schwester Dienerin gut planen, wie sie die Gemeinschaft über die Angelegenheiten informiert, die behandelt worden sind.

Die Teilhabe auf allen Ebenen, wie sie in den Konstitutionen angegeben ist, ist eine konkrete Art und Weise, die Grundsätze der Subsidiarität und der Teilnahme konkret umzusetzen, denn die Konstitutionen betonen diese Grundsätze sehr. Es wäre wirklich widersprüchlich, von diesen Grundsätzen zu sprechen und dann die Mittel nicht anzuwenden, die die Konstitutionen angeben, um sie zu verwirklichen. Wer das Ziel will, der will auch die Mittel. Wir haben gesehen, dass nicht alle Mittel für die Teilhabe verpflichtend sind. Ich meine aber, selbst wenn dem so ist, wäre es gut, sie anzuwenden, denn zweifellos ist dies ein guter Weg, die Teilhabe, die Mitverantwortung und die Subsidiarität in die Praxis umzusetzen.

3. DER GEMEINSCHAFTLICHE PLAN

Dieser ist nochmals ein hervorragendes Mittel, in der Lokalgemeinschaft den Sinn für Mitverantwortung, Mitarbeit, Zugehörigkeit und Subsidiarität zu leben. In Bezug auf den Provinzplan können wir den gemeinschaftlichen Plan als eine Umsetzung desselben ansehen – in den Umständen, Notwendigkeiten, besonderen Anliegen einer Gemeinschaft. Auch manche Statuten, wie Statut 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7 ... müssen konkretisiert werden. Der geeignete Platz dafür ist der gemeinschaftliche Plan

Was die Konstitutionen über dieses Mittel, das dem gemeinschaftlichen Leben Dynamik verleiht, aussagen, reicht aus, wenn man es gut beachtet (vgl. K.35 a, 83; St.67). Rufen wir uns einige Punkte in Erinnerung, die an ihrem jeweiligen Platz schon erwähnt worden sind. Als erstes: der Plan muss gut inkulturiert sein. Dazu muss er Bezug haben zur Sendung der Lokalkirche und zur Sendung der Provinz (vgl. K.83). Das Statut 67 gibt uns die Schritte für die Erarbeitung vor: der Plan „*wird im Gebet vorbereitet*“, das heißt der gemeinschaftliche Plan ist eine ideale Gelegenheit für eine gemeinschaftliche Unterscheidung; auch seine Schlussfassung braucht das Gebet. In einem solchen Klima bereitet jede Schwester ihre Teilnahme vor, sie achtet darauf, diese im Licht des Heiligen Geistes zu machen. „*Zusammen erarbeitet*“: für die Erarbeitung soll eine Methode der Zusammenarbeit gewählt werden, damit sich alle Schwestern auf mehr

oder weniger direkte Weise ausdrücken können. Wir wissen gut, dass nicht alle gleich intensiv mitmachen werden. Das ist unvermeidbar. Was auf jeden Fall vermieden werden soll, ist, dass sich eine Schwester ausgeschlossen fühlt. In einem solchen Fall wäre der Plan nicht mehr „gemeinschaftlich“. Damit die ganze Gemeinschaft in zufrieden stellender Weise mitmachen kann, ist es ganz wichtig, eine gute Arbeitsmethode zu suchen.

„Der gemeinschaftliche Plan ... wird der Visitorin mit ihrem Rat zur Approbation vorgelegt.“ Die Approbation durch die Visitorin mit ihrem Rat besagt, dass der gemeinschaftliche Plan mit dem Provinzplan und folglich auch mit den Konstitutionen und Statuten übereinstimmt.

Der zweite Absatz des Statuts 67 sagt uns, was der Plan enthalten muss. Er muss „alle konkreten Elemente des Gemeinschaftslebens“ umfassen, das heißt das geistliche Leben, das gemeinschaftliche Leben und das Leben des Dienstes. Alle Dimensionen müssen ihr Programm erhalten und nach den Umständen dargestellt werden, von denen wir eben gesprochen haben. Es ist klar, dass der Plan regelmäßig überprüft werden soll. Als Abschluss können wir eine Überlegung anfügen, die nach der Generalversammlung von 1997 über die gemeinschaftlichen Pläne verfasst worden ist: die Pläne müssen „*kreativ, realistisch, anspruchsvoll und überprüfbar sein*“.⁹ So, und nur so, wird der gemeinschaftliche Plan nicht nur eine schwesterliche Struktur der Leitung, sondern auch ein Instrument zur Neubelebung.

III - EINIGE FRAGEN, UM DIE PERSÖNLICHE ÜBERLE- GUNG UND DEN GEMEINSCHAFTLICHEN AUSTAUSCH (in und unter den Gemeinschaften oder auf Provinzebene...) ZU ERLEICHTERN

1. Vergleichen Sie die revidierten Konstitutionen mit jenen von 1983 und suchen Sie die Änderungen, die an den Artikeln, die in diesem Blatt erwähnt werden, vorgenommen wurden.
2. Die Konstitutionen sagen vieles aus über die Schwester Dienerin. Welche Aussagen scheinen Ihnen besonders wichtig?

⁹ Vgl. GENERALVERSAMMLUNG 1997, *Neues Feuer*, S.14

3. In Bezug auf den Lokalrat:
 - Wenn es in Ihrer Gemeinschaft noch keinen gibt: welche Vor- und welche Nachteile sehen Sie darin? Welche Vorbehalte haben Sie?
 - Wenn es in Ihrer Gemeinschaft schon einen gibt: was funktioniert gut? Wie nützlich ist er?
4. Meinen Sie, dass eine Lokalökonomin für Ihre Gemeinschaft nützlich wäre?
5. Welche Vorstellungen haben Sie vom gemeinschaftlichen Plan, wenn Sie den Artikel 83 der Konstitutionen und das Statut 67 lesen? Und welche Befürchtungen?

IV- ZUSÄTZLICHE LEKTÜRE ZUR VERTIEFUNG DES INHALTS DES 10. ARBEITSBLATTES

- * *Richtlinien für die Schwester Dienerin*
- * Pater M.Lloret: *Die Schwester Dienerin, warum? wie?* – „Echo aus der Genossenschaft“ – März 1989
- * Pater F.Quintano: *Die Generalversammlung und der gemeinschaftliche Plan* – „Echo aus der Genossenschaft“ – Januar 1996

Pater Javier ÁLVAREZ
Generaldirektor
Pater Fernando QUINTANO, C.M.

PATER J. ALVARÉZ, GENERALDIREKTOR

Zur Überlegung bei den Monatsexerzitien

*„In allen meinen Prüfungen
habt ihr bei mir ausgeharrt“*

(Lk 20,28)

Zwei der Technologie eigene Gesetze prägen die Kultur, in der wir leben: Schnelligkeit und wirksamer Erfolg. Für jedes menschliche Tun gilt dieser Kreislauf: jene Ursache, diese Wirkung; jene Handlung, diese Reaktion; jene Bemühungen, diese Ergebnisse. Die Erfolge werden belohnt und sind Anreiz für die Bemühungen. Die jungen Menschen tun sich schwer zu begreifen, dass ihre Arbeit nicht sofort, sondern erst mittel- oder langfristige Früchte trägt. Auch wir Erwachsene sind heutzutage recht ungeduldig.

Trotzdem ist die Geduld in unserer Zeit unbedingt notwendig. Es stimmt, dass die heutige Zeit nach Gerechtigkeit, Frieden und Utopie verlangt. Sie braucht aber auch ein gutes Maß an Widerstand, Kontemplation und Liebe. Um diese erste Eigenschaft zu erlangen, müssen wir sie im gegebenen Augenblick üben, denn die Geduld dient als Wasser und Dünger für die menschlichen, evangelischen und vinzentinischen Werte; so können diese in uns und in unserem Kontext wachsen. Sicher, die Geduld allein ist keine Garantie für eine bessere Zukunft, sie eröffnet aber immerhin die Möglichkeit, sie treibt dazu an, das Suchen fortzusetzen, und sie aktiviert andere Werte: die Ausdauer, die Treue, die Unterscheidung, das Vertrauen, die Kontemplation und die Liebe.

Wir brauchen die Geduld

Wir brauchen diese, um zu verstehen und anzunehmen, dass große Mühe wenig Erfolg einbringen kann, oder auch um anzunehmen, dass

das Verhältnis zwischen Einsatz und Erfolg recht ungleich sein kann. Das geschieht nur zu oft; so wie bei den Fischern, die die Netze ausgeworfen und sich die ganze Nacht abgemüht haben. Im Morgengrauen mussten sie feststellen, dass ihre Netze ganz leer waren (vgl. Lk 5,5).

Die einen meinen, die Geduld sei die Kunst des Wartens, andere sagen, sie sei die Kunst des Wissens. Wir können die beiden miteinander verbinden: es ist die Kunst, warten zu können. Die Geduld bringt die Ausdauer hervor. Im Allgemeinen kennt das Leben keine Sprünge, weder in der Biologie, noch in der Psychologie, noch im geistlichen Leben und auch nicht im Ergebnis unseres Dienens. Wenn das Weizenkorn heute Nachmittag gesät wird, fällt es uns gar nicht ein, morgen früh nachzuschauen, ob es schon aufgegangen ist. Es muss tagelang ruhen. Nach mehreren Wochen sprießt langsam ein kleines Pflänzchen. Dann wächst es monatelang und wird zu einem prächtigen Halm. Geduld bedeutet, dass es keine Sprünge gibt, wohl aber kleine Schritte.

Zwei Dimensionen der Geduld

Als Hintergrund dieser zwei Dimensionen dient uns das Zeugnis der Heiligen Schrift über das Wirken Gottes: der Herr baut die zerfallene Hütte wieder auf (vgl. Am 9,11), er heilt alle Untreuen (vgl. Hos 14,5), er erneuert die zerbrochenen Gefäße (vgl. Jer 18), er führt die Zerstreuten zusammen (vgl. Jes 43,5), er belebt die ausgetrockneten Gebeine (vgl. Ez 37), er verlängert die Fristen und erlässt die Schulden (vgl. Mt 13,24-30; 18,23-25). *„Du aber, unser Gott, bist gütig, wahrhaftig und langmütig; voll Erbarmen durchwaltest du das All“* (Weish 15,1). Im Gleichnis, erzählt von Lukas, setzte sich der Winzer für den Feigenbaum ein, der schon lange keine Früchte trug: *„Herr, lass ihn dieses Jahr noch stehen; ich will den Boden um ihn herum aufgraben und düngen“* (Lk 13,8).

Die erste Dimension der Geduld ist Geduld mit sich selbst. Wir überprüfen unser Leben und oft stellen wir fest, dass wir immer auf der gleichen Stelle treten. Man meinte, vorangekommen zu sein, aber dem ist nicht so. Was tun? Denken wir daran, dass Gott Spezialist im Aufschubgeben ist. Edith Stein sagte gern: *„Seien wir geduldig, denn Gott ist es auch.“* Die Geduld ist ein unabdingbares Werkzeug für die Gestaltung unserer Persönlichkeit; sie ist ein lichtvoller Engel, der den nächsten Schritt auf dem Weg zu uns selber anzeigt; *„die Zeit, um umzugraben und*

zu düngen“. Eine aktive Geduld hilft uns, Entmutigung zurückzuweisen, von neuem anzufangen und uns selber zu lieben.

Auch das gemeinschaftliche Leben braucht Geduld. Die einzelnen Personen haben nicht dieselben Lebensrhythmen; die Charaktere sind verschieden; die Umstände in einer Gemeinschaft sind oft recht komplex; Lösungen sind nicht sofort greifbar, denn verschiedene Willensäußerungen fallen nicht automatisch zusammen. Das gemeinschaftliche Leben verlangt also Geduld; daher reden wir im alltäglichen Leben auch oft von dieser Tugend; wir wünschen uns jene Tugenden, die der heilige Vinzenz für das gemeinschaftliche Leben so sehr empfohlen hat: Achtung, Toleranz und Vergebung.

Die Geduld im Armendienst

Auch hier hat die Tugend der Geduld ihren Platz. Wenn der heilige Vinzenz von den Armen spricht, zeigt er uns, wie nötig sie ist: *„Sie sind deine Herren, schrecklich empfindliche und fordernde Herren...“* Heute wird jedweder Dienst, jedes Werk vom Rhythmus der Personen bestimmt; manchmal sind diese zum Verzweifeln langsam. Manchmal tun Personen oder Einrichtungen ihren Dienst mit anderen Beweggründen als wir... Kann ein Dienst in Ungeduld, in Aggressivität, in brüskierender Weise gut sein? Kann man, wenn man zu viel verlangt, etwas erreichen? Was will in diesem Zusammenhang die Anempfehlung des Evangeliums bedeuten: *„Den glimmenden Docht löscht er nicht aus?“* Es ist augenscheinlich, dass Geduld nicht Warten meint, wenn der Arme Schaden leidet.

Die Töchter der christlichen Liebe sind da, um zu dienen, die Lage zu verbessern oder gewisse Situationen aufzudecken. Die Geduld sagt uns, dass solche Wege manchmal sehr lang sein können. Joaquin Garcia Roca kann uns dazu vielleicht eine Erklärung geben, wenn er sagt: *„Geduldig im Prozessverlauf, aber ungeduldig für das Ziel.“* Im gleichen Sinn spricht Vaclav Havel von seiner Erfahrung und seinen Überlegungen: *„Oft wollte ich den Lauf der Geschichte beschleunigen, so wie ein Kind versucht, eine Pflanze zum schnelleren Wachsen zu bringen, indem es daran zieht. Ich meine, die Kunst des Wartens muss erlernt werden, man muss die Erde begießen und den Pflanzen jene Zeit lassen, die sie zum Wachsen brauchen. Wir dürfen nicht klüger sein wollen als die Pflanzen. Man kann aber auch die Geschichte begießen, Tag für Tag, und mit Geduld, nicht nur mit Demut, sondern auch mit Liebe.“*

Die Geduld reicht aber noch weiter. Der Geduldige versteht es, die Realität und die Situation der Armen so anzuschauen, wie Gott alles sieht, so, wie Jesus unsere Menschliche Bedingtheit sieht, so, wie so und so viele Kontemplative und Denker die Wunden der Welt betrachten und dabei mutig zu handeln versuchen. Wenn wir im Wörterbuch das Wort „geduldig“ nachschlagen, lesen wir, dass die Geduldigen jene sind, die fähig sind, schwierige und knifflige Dinge zu erledigen. Dem ist hinzuzufügen, dass es auch jene sind, die sich mutig ausmalen, wohin die jetzige Realität kommen kann, denn sie haben es in gewisser Weise schon vor Augen. Ijob ist das Beispiel aller Geduld; das hat nichts zu tun mit dem, der Beleidigungen und Übel annimmt, von denen er genug abbekommt, mit denen er sich abfindet. Ganz im Gegenteil, seine Geduld gleicht der Hartnäckigkeit, dem Widerstehen, der Ausdauer im Leid und in der Suche nach Wahrheit.

Für die Betrachtung und den Gedankenaustausch

- * Betrachtendes Lesen der Kapitel 1 und 2 des Buches Ijob, bis zum Vers 10 und/oder Mt 18,12-35
- * Was bedeutet Geduld für mich?
- * Welche Bereiche in meinem Leben brauchen mehr Geduld?

Pater Javier ALVAREZ, CM
Generaldirektor

TREFFEN DER VISITATORINNEN

Treffen der Visitorinnen

Paris, 8. – 28. Mai 2006

Am 8. Mai 2006 versammelten sich 77 Visitorinnen und eine Regionalverantwortliche im Konferenzsaal des Mutterhauses in der rue du Bac 140, Paris. Die Generaloberin, Schwester Evelyne Franc, hatte zu diesem Treffen eingeladen, um die Generalversammlung von 2009 vorzubereiten.

Nach den Exerzitien vom 8. bis 16. Mai 2006, gepredigt von Pater Javier Alvarez, stellt Mutter Evelyne die Ziele dieses Treffens vor; dann erklärt die Generalassistentin, Schwester Margaret Barrett, den Ablauf des Treffens.

Folgende Themen wurden bei diesem Treffen behandelt:

1 – „Die Genossenschaft heute“. Unter diesem Thema wurden die Antworten aufgezeigt, die die Genossenschaft auf das Aids-Drama, auf die jüngsten Naturkatastrophen, auf die Gewalt im Alltag so vieler unserer Zeitgenossen, auf die Armut, von der sie betroffen sind, zu geben versucht. Mit Hilfe von Projekten soll eine Änderung der Lebensbedingungen herbeigeführt und die Solidarität unter den Provinzen gefördert werden.

2 – „Die Spiritualität der Tochter der christlichen Liebe, Dienerin, Zeugin und Prophetin“. Dies war eine kräftige Nahrung und hat die Herausforderungen für eine möglichst große Stimmigkeit in unserem Leben betont.

3 – „Die Rolle der Visitorin“. Beim Austausch in den Gruppen und im Plenum wurden folgende vier Bereiche ergründet: Die Visita-

torin und ihre Rolle als geistliche Animatorin, die Dynamik der kreativen Liebe, das rechtliche Umfeld der Leitung, die Bildung. Erwähnung verdient auch das Eintauchen in die Welt des Archivs als ein weiteres Zeichen unserer Zugehörigkeit zur Genossenschaft.

4 – „Ein Blick in die Zukunft“. Zwei Arbeitstage waren der Vorbereitung auf die Generalversammlung 2009 gewidmet und haben die Herausforderungen für die Zukunft hervorgehoben.

Das Treffen schloss mit einer Information über die Neueinpflanzungen, über den Dienst an den Migranten, über die Möglichkeiten der Website, die Fähigkeit, unsere Stimmen und unsere geistigen, menschlichen und materiellen Ressourcen für die Armen zu bündeln als Beweis, dass die leidenschaftliche Liebe für Jesus Christus und die Armen in uns sehr lebendig ist.

In dieser Nummer veröffentlichen wir:

- eine Zusammenfassung des Berichtes von Pater Robert P. Maloney, CM, über das „Dream-Projekt“;
- eine Zusammenfassung des Berichtes über den *Internationalen Dienst für Projekte (IPS)*, von Schwester Felicia Mazzola. Tochter der christlichen Liebe und Leiterin dieses Dienstes.

TREFFEN DER VISITATORINNEN

Treffen der Visitatorinnen
Paris, 8. – 28. Mai 2006

Das Dream-Projekt

(Zusammenfassung des Berichtes von Pater R.Maloney, CM)

Das englische Kürzel DREAM „Drug Resource Enhancement against Aids and Malnutrition“, bedeutet „Verbesserung der medikamentösen Mittel im Kampf gegen Aids und Mangelernährung



Als Ana Maria zum ersten Mal am Dream-Projekt teilnahm, war sie ein Skelett und wog nur 64 Pfund (=32 kg). Als sie erfuhr, dass sie HIV-positiv ist, hat ihr Mann sie verlassen und ihre Nachbarn haben sie geschnitten. Während sie kämpfte und sich um ihre sechs Kinder kümmerte, wurde ihr be-

wusst, dass sie dem Tod nahe war. Heute geht es ihr und ihren Kindern gut. Ana Maria redet forsch und setzt sich voller Enthusiasmus für den Kampf gegen Aids ein. Sie ist umso motivierter, da sie genau weiß, dass sie gestorben wäre, wenn sie nicht behandelt worden wäre.

Die Realität in den Ländern Afrikas südlich der Sahara

Heute kann eine HIV-positive Person dank einer rechtzeitigen Diagnose, einer entsprechenden Behandlung und einer gut überwachten medizinischen Betreuung ein relativ normales Leben führen. In den Vereinigten Staaten und in Westeuropa trifft das auf die meisten Patienten zu. Aber in den ärmsten Ländern sterben die meisten, weil die wenigsten eine gute Behandlung erhalten. Im Jahr 2005 hat Aids weltweit schätzungsweise 3 Millionen Menschen getötet, die Zahl der Aidskranken ist so hoch wie nie in der Geschichte, man schätzt sie auf 40 Millionen. Im Jahr 2005 gab es 5 Millionen Neuinfizierte; ungefähr 700.000 davon sind Kinder unter 15 Jahren. Während die Zahl der Aidstoten in den Vereinigten Staaten und in Westeuropa aufgrund der medizinischen Betreuung beachtlich zurückgegangen ist, bleibt Aids die erste Todesursache in der Welt für die Menschen zwischen 15 und 50 Jahren.

Subsahara-Afrika ist am ärgsten betroffen. 25,6 Millionen Menschen dort sind seropositiv oder haben Aids, fast eine Million mehr als 2003. 1/3 aller Aidskranken lebt in Subsahara-Afrika, 77 % davon sind Frauen. Die Weltgesundheitsorganisation schätzt, dass 95 % der HIV-Träger es nicht wissen. Südafrika hat mit 5,3 Millionen die meisten Seropositiven oder Aidskranken.

Eine der frappierendsten demografischen Auswirkungen von HIV/Aids ist die Tatsache, dass die Lebenserwartung, die im letzten Jahrhundert in vielen Ländern zugenommen hat, wieder rückläufig ist. Bis zum Jahr 2010 könnte sie in mehreren der am ärgsten betroffenen Länder auf unter 40 Jahre sinken.

Wie ist Dream entstanden?

Seit 2002 praktiziert das Dream-Projekt in Afrika mit außerordentlichem Erfolg die Behandlungen, die in den entwickelten Ländern aktuell sind.

Die Gemeinschaft von Sant'Egidio, der viel medizinisches Personal angehört, hat Dream gegründet und im März 2002 ein Pilotprojekt gestartet. Diese Laiengemeinschaft, 1968 in Rom gegründet und von der katholischen Kirche kanonisch anerkannt, engagiert sich besonders in Mosambik. Die Beziehung zu diesem Land hat in den ersten 80er-Jahren ihren Anfang genommen, als Sant'Egidio während des langen Bürgerkriegs, der das Land verwüs-

tete, humanitäre Hilfe dorthin geschickt hat. Sie erreichte ihren Höhepunkt, als die Gemeinschaft sich vermittelnd in die Verhandlungen hinsichtlich eines Friedensabschlusses einschaltete, der nach 27monatiger Verhandlung, am 4.Oktober 1992, in Rom unterzeichnet wurde. Dann ist Dream entstanden.

Dream verhilft HIV-infizierten Kindern und Erwachsenen zu einer Behandlung. Doch sein besonderes Ziel ist die Verhütung der Übertragung des HIV-Virus von der schwangeren Frau auf ihr neugeborenes Kind und das Bemühen, die Mutter so lange wie möglich gesund zu erhalten. Die angewandte Methode ist eine sehr wirksame antiretrovirale Therapie, auch „Trithérapie“ genannt wegen der Kombination von 3 Medikamenten. Die Erfolgsquote von Dream ist sehr hoch: 96 % der Kinder, die von HIV-infizierten Müttern geboren wurden, die diese Behandlung gemacht hatten, wurden nicht angesteckt. Die aktuellen Ergebnisse werden täglich zweimal von einem Computer in Mosambik und in Rom sorgfältig kontrolliert, damit Dream, zusätzlich zum Behandlungsprogramm, auch Forschungen anstellen kann, um die Betreuung der Patienten zu verbessern.

Eine genaue Diagnostik spielt bei Dream eine große Rolle. Deswegen ist ein biologisches Laboratorium unerlässlich, um den Zustand der Patienten zu ermitteln, um die Therapie zu kontrollieren und alle eventuellen toxischen Folgen auszuschließen.

Dream möchte diese Behandlung möglichst vielen zuteil werden lassen und setzt dafür Mittel ein wie Hausbesuche, eine Tagesklinik, ein Mutter-Kind-Pflegeheim, ein Tagespflege-Programm, zu dem Schwangere ihre Kinder bringen. Das gewährleistet, dass sie regelmäßig die Medikamente nehmen.

Der Hunger und die Mangelernährung schwächen die Abwehrkraft der Patienten. Darum kontrolliert Dream auch den Ernährungszustand der Patienten, erteilt Unterricht in Gesundheitserziehung, sensibilisiert für eine ausgeglichene Ernährung und kommt mit Hilfe des Welternährungsprogramms und anderer NGOs mittels Nahrungsausgabe für die Bedürfnisse der Mütter und ihrer Kinder auf.

Dream arbeitet in Partnerschaft mit den Aufnahmeländern, selbst wenn die Lokalregierungen dieses Projekt nicht mitfinanzieren. Es konzentriert sich auf die Rekrutierung und Ausbildung von einheimischem Pflegepersonal in den Ortsgemeinschaften, damit diese später die Leitung des Programms übernehmen und sicherstellen. In jedem Land wird mit dem Gesundheitsmi-

nisterium ein Abkommen unterzeichnet, um die Kooperation der Regierung und ihre Unterstützung des Dream-Projekts abzusichern.

Die Partner

Am 9. Juni 2005 haben die Gemeinschaft von Sant'Egidio und die Töchter der christlichen Liebe ein Abkommen zur Zusammenarbeit geschlossen. Die Vorteile dieser Zusammenarbeit sind beträchtlich. Die Gemeinschaft von Sant'Egidio kommt für die Durchführung des Dream-Projekts, für die Behandlung von Aids, für die Ausbildung und die Beurteilung der Durchführung des Programms auf. Die Töchter der christlichen Liebe stellen das Personal, ihre Erfahrung in der Pflege und ihre Kontakte zur einheimischen Bevölkerung in Afrika bereit und sie schauen, dass die für das Programm bereitgestellten finanziellen Mittel den Ärmsten der Armen zugute kommen. Die Zusammenarbeit zwischen den beiden Gemeinschaften gewährleistet, dass die Qualität trotz der Niedrighaltung der Kosten möglichst hoch bleibt. Das Programm ist für die zu Behandelnden gratis.

Mutter Evelyne Franc hat zwei Schwestern ernannt, um sie bei den Zusammenkünften, Überlegungen und Auswertungen zu vertreten. Schon seit mehreren Jahren arbeiten die Töchter der christlichen Liebe und die Gemeinschaft von Sant'Egidio beim Dream-Projekt in Mosambik zusammen. Am 1. Mai 2006 ist Dream in Nigeria angelaufen. Wenn wir das nötige Geld beisammen haben, hoffen wir, in naher Zukunft vier weitere Zentren in Afrika eröffnen zu können; eines davon in Mbandaka, Kongo. Wir möchten, dass dieses Zentrum mit Ende des Jahres die Arbeit aufnimmt. Pater Maloney koordiniert die Zusammenarbeit zwischen der Gemeinschaft Sant'Egidio, den Töchtern der christlichen Liebe und, eventuell mit anderen Gruppen. Die Barmherzigen Schwestern des heiligen Vinzenz von Paul von Untermarchtal zum Beispiel verhandeln gerade mit Sant'Egidio bezüglich einer eventuellen Zusammenarbeit in Tansania.

In den vergangenen Monaten haben die Töchter der christlichen Liebe und die Gemeinschaft von Sant'Egidio eine neue partnerschaftliche Beziehung mit Catholic Relief Service aufgenommen, die dank eines Partner-Vereins, AidsRelief genannt, und der Hilfe durch die Regierung der Vereinigten Staaten, eine antiretrovirale Therapie in neun Ländern anstrebt.

Bildung

Die Gemeinschaft von Sant'Egidio hat für zirka 1000 Personen aus 20 verschiedenen Ländern - Ärzte, Krankenschwestern, Koordinationsteams, Laborpersonal, Sozialarbeiterinnen, Informatiktechniker und Besuchsdienste in der Wohnungen... - Bildungsprogramme durchgeführt: Die Unterrichtenden vermitteln den Teilnehmern ihren aktuellen Wissensstand über Aids, die Richtlinien, die dem Dream-Projekt zugrunde liegen, usw.

Die Auswirkungen von Aids

Die tragischsten Folgen von Aids sind nicht nur die große Zahl von HIV-infizierten Frauen, sondern auch die Waisen, die ihre Schulausbildung abbrechen müssen, um sich um ihre jüngeren Geschwister anzunehmen, und in weiterer Folge der Verlust von Führungspersonal und Facharbeitern in der nächsten Generation.

Die Finanzierung des Dream-Projekts

Die Finanzierung der Kosten für den Aufbau und die Durchführung des Dream-Projekts stellt eine enorme Herausforderung dar. Selbst wenn die Gemeinschaft von Sant'Egidio, die Töchter der christlichen Liebe und viele Freiwillige des Catholic Relief Service Gratisdienste leisten, belaufen sich die Startkosten in jedem Land auf ungefähr eine Million Dollars: Ausbildung des Personals, Errichtung eines Laboratoriums, Ausstattung desselben Medikamente und Material für Informatik ... Wenn das Programm einmal läuft, sind die Betriebskosten sehr gering. Aber die Ausgaben für die Arbeit im Laboratorium, die Schulung des Personals, die Nahrung und den Ankauf von Medikamenten bleiben. Gott sei Dank hat Dream die Möglichkeit, die Medikamente zu einem sehr niedrigen Preis zu bekommen. Die Kosten für eine einjährige Behandlung belaufen sich pro Patient auf 300 Dollars. Aber diese Summe macht annähernd das Jahreseinkommen vieler Afrikaner aus.

Das Institut Seton, 1985 in Daly City, Kalifornien, gegründet, unterhält eine enge Beziehungen zu den Töchtern der christlichen Liebe und hilft ihnen beim Aufbringen der Geldmittel. Es sucht bei öffentlichen und privaten Stellen um finanzielle Hilfe für Dream an. Eine Organisation der Töchter der christlichen Liebe, genannt Internationaler Dienst für Projekte (IPS), fasst ebenfalls viele Bittschriften. Dream hat von der Weltbank und von zwei italienischen Banken schon eine bedeutende Finanzhilfe erhalten. Weil die Therapie für die HIV-Positiven das ganze Leben andauert, muss man ständig Geld bei öffentlichen und privaten Stellen suchen. Die meisten europäischen Regierungen schicken ihre Finanzhilfe an die Weltbank, die den internationalen Weltgesundheitsfonds verwaltet. Aber der Weltfond überweist seine Geldmit-

tel direkt an die besonders bedürftigen Regierungen. Daraus folgt, dass die NGOs und religiöse Gruppierungen, wie die unsrige, sich direkt an die afrikanischen Regierungen wenden müssen, um finanzielle Hilfe zu erhalten. Leider gibt es viel Korruption. Andere Formen der Regierungshilfe, etwa die Gelder, die der Catholic Relief Service bekommt, sind nur für bestimmte Länder gedacht, die oft aus politischen Gründen ausgewählt werden. Wir müssen uns also ständig an Stiftungen und private Gruppen wenden, um zu Geld zu kommen.

Zusammenfassung



Joãozinho ist zum Symbol von Dream geworden. Er ist das tausendste, von einer HIV-positiven Mutter geborene Kind und hat das Glück, ein gesundes Leben zu führen. Auch seine Mutter ist am Leben und erfreut sich guter Gesundheit. Die Behandlung hat so gut angeschlagen, dass sie nun reduziert werden kann, ihr Immunsystem ist praktisch normal. Weil der Behandlungserfolg im Dream-Zentrum von Matola in Mosambik sehr bekannt ist, kommen nun die Ehemänner in großer Zahl und lassen sich untersuchen. Es ist also sehr wahrscheinlich, dass Joãozinho weder seine Mutter noch seinen Vater verlieren und nicht zu den Millionen Waisen von Subsahara-Afrika gehören wird.

Pater Robert MALONEY, cm
Schwester Catherine MULLIGAN, *Tochter der christlichen Liebe*

TREFFEN DER VISITATORINNEN

Treffen der Visitatorinnen
Paris, 8. – 28. Mai 2006

IPS (Internationaler Dienst für Projekte)

(Zusammenfassung des Berichtes von Schwester F.Mazzola, Tochter der christlichen Liebe

Das Feuer der Liebe zu Jesus Christus, den Gekreuzigten, das die ersten Schwestern beseelte, ist immerfort das gleiche Feuer, das die Herzen der Töchter der christlichen Liebe auch heute entflammt und uns antreibt, jeder Art von Elend zu Hilfe zu eilen und es zu erleichtern.

Der IPS ist 2004 entstanden. Nach einer kurzen Vorstellung seiner Entstehung und seiner Ziele werde ich Ihnen erklären, wie er funktioniert, was wir bis heute getan haben, welche Arten von Projekten wir im letzten Jahr finanziert haben und, das ist wichtig für die Provinzen, wie die Ansuchen zu stellen sind.

I - ANFÄNGE UND ZIEL

Seit etwas vier Jahren studiert die internationale Finanzkommission die Projekte, die aus den Provinzen kommen und in denen diese ihre finanziellen Bedürfnisse darstellen. Die Höchstsumme, die jeder Provinz zugestanden werden konnte, lag bei \$ 25.000. Aber die Zahl der Projekte stieg von Jahr zu Jahr. Schwester Evelynne Franc, damals Generalökonomin, besprach mit der Kommission die Möglichkeit, eine eigene Dienststelle der Töchter der christlichen Liebe zu schaffen, die außerhalb der Genossenschaft auf Geldsuche

geht, um den wachsenden Bedürfnissen der Provinzen entsprechen zu können. Im Mai 2004 traf Schwester Evelyne, inzwischen Generaloberin, mit dem Rat die Entscheidung, diesen „Internationalen Dienst für Projekte“ (IPS) zu schaffen und sie bat mich, dafür die Leitung zu übernehmen.

Das Ziel des IPS ist,

- Geldmittel von außerhalb zu finden, um den armen Provinzen bei der Fortführung der Werke zu helfen;
- freiwillige Spenden anzunehmen ohne Rücksicht auf die Höhe der Summen.

Es geht also darum, die vinzentinische Tradition zu bewahren, dass man die Bedürfnisse der Schwachen bei denen bekannt macht, die helfen können. Dafür müssen schriftliche Finanzierungsbitten verfasst und an Stiftungen, an Gesellschaften und an Personen weitergeleitet werden, die entsprechende Mittel haben und bereit sind, Geld für ein bestimmtes Projekt oder auch ohne bestimmte Intention zu geben. Der IPS sucht nicht nur nach Finanzspenden, es sucht auch materielle Spenden in Form von Medikamenten oder Geräten, usw. Wir hatten sogar schon die Möglichkeit, einige Freiwillige in die eine oder andere Provinz zu schicken.

II - WIE FUNKTIONIERT DER IPS?

Bevor der IPS begann, Projekte aus den Provinzen anzunehmen, wurden gewisse Kriterien für die Vorgangsweise entwickelt und von Schwester Evelyne mit ihrem Rat bestätigt. Diese Richtlinien haben nun die Provinzen und ich selber als Leiterin des IPS zu befolgen. Man findet dort die Programm-Beschreibung mit dem Formular für Ansuchen. Einige Punkte daraus möchte ich mit Ihnen durchsehen:

1. Normalerweise bittet der IPS nicht die Provinzen um Unterstützung, denn jene, die einen Überschuss an Finanzen haben, schicken diesen an die Generalkurie für die Bedürfnisse der Kurie und für die interprovinziale Hilfe. (Das stimmt mit der K.90 und dem St.72 überein). Es kann allerdings einmal vorkommen, dass eine Provinz ausnahmsweise einen besonders guten Jahresabschluss aufweist und deshalb einen Teil des Überschusses für den IPS bestimmt.

2. Der IPS hilft den Provinzen in armen Ländern, denen es finanziell unmöglich ist, für ihre eigenen Bedürfnisse und für die Erhaltung ihrer Werke aufzukommen. Das sind jene Provinzen, die gewöhnlich Hilfe von der Gene-

ralkurie erhalten. Es stimmt, in allen Ländern gibt es Arme, aber die entwickelten Länder haben mehr Möglichkeiten, finanzielle Hilfe aufzutreiben. (Natürlich können diese Kriterien und Vorgangsweisen, je nach der Entwicklung von IPS, geändert werden).

3. Der IPS ist ein Angebot, das die Provinzen nützen können. Die Provinzen bleiben frei, selber finanzielle Hilfen zu suchen, wenn sie dies vorziehen. Der IPS stellt für die Suche nach Finanzen eine Beziehung her zwischen den Provinzen und den Stiftungen, und in manchen Situationen kann der IPS auch eine Beziehung aufbauen zwischen den Provinzen, die finanzielle Hilfe bei Stiftungen erbitten, unabhängig vom IPS. Die Provinzen Slowakei, Zentralamerika und Vorderer Orient haben an amerikanische Stiftungen Projekte gesendet und Hilfe erhalten. Weil aber die meisten Stiftungen in den Vereinigten Staaten das Geld nicht direkt in andere Länder schicken, dient der IPS als Verbindungsstelle; er übernimmt die Geldsumme von den Stiftungen, überweist diese an Schwester Rita, unsere Generalökonomin, welche sie dann ihrerseits an die betreffenden Provinzen weiterschickt.

4. Wenn der Preis eines Projekts die Summen übersteigt, für die die Provinz die Erlaubnis hat, muss die Provinz zuvor die Erlaubnis der Generaloberin und ihres Rates einholen und dann das Projekt dem IPS vorlegen. Das ist eine neue Richtlinie; die im Oktober des vergangenen Jahres in Kraft getreten ist (in Übereinstimmung mit der K.91 c).

5. Einzelne Schwestern, Lokalgemeinschaften oder einzelne Werke können Projekte über Vermittlung des Provinzrates vorlegen. Die Visitorin bestätigt mit ihrem Rat das Ansuchen, vervollständigt es, wenn nötig, und sendet es an den IPS.

6. Der IPS hat keine Möglichkeit, Geld für dringende Notlagen aufzutreiben, wie es die Katastrophe des Tsunami war, denn man braucht ausreichend Zeit, um Ansuchen um Geldhilfe zu stellen und dann auch die gewünschte Hilfe zu erhalten. Manchmal braucht so ein Antrag bis zu seiner Realisierung fast ein Jahr.

7. Es muss auch eine hohe Wahrscheinlichkeit zur Erlangung der Finanzhilfe über den IPS für ein Projekt gegeben sein. Die Art des Projektes und die Gesamtkosten sind zwei Faktoren, die auf diese Wahrscheinlichkeit einen großen Einfluss haben.

8. Das Projekt ist für die Bedürfnisse der Provinz und/oder die Personen gedacht, denen sie dienen. Der IPS finanziert z.B. keine Treffen, die die Diö-

zese fördert, oder den Bau einer Pfarrkirche oder anderer Gebäude, die nicht den Töchtern der christlichen Liebe gehören.

9. Die derzeitigen Richtlinien des IPS verlangen, dass die Ansuchen möglichst in Englisch vorgelegt werden. Aber ab jetzt habe ich einige Schwestern zu Hilfe, die französische, spanische oder portugiesische Ansuchen ins Englische übersetzen können. Sie können daher die Projekte in einer dieser drei Sprachen vorlegen.

10. Die letzte Etappe betrifft die Abrechnung. In dieser Abrechnung sind drei Ebenen zu unterscheiden:

a) Die Abrechnung der Provinz gegenüber dem IPS

Wenn das Projekt beendet ist, schickt die Provinz dem IPS *einen Bericht, in dem sie die Finanzierung* durch das IPS auswertet. Sie beschreibt, wie und wofür das Geld verwendet worden ist, wie den Menschen geholfen werden konnte, usw.

b) Die Abrechnung des IPS gegenüber der Stiftung oder dem Spender

Der IPS benützt dazu die Informationen des Finanzierungsberichts aus der Provinz, er legt der Stiftung oder dem Spender ein Protokoll über das Ergebnis des Projektes vor.

c) Zweimal im Jahr treffe ich die Generaloberin und die Generalökönomin der Töchter der christlichen Liebe, um ihnen zu berichten über

- alle aus den Provinzen eingegangenen Projekte,
- die finanzierten Projekte,
- die Projekte, die am Finanzieren sind,
- die geleisteten Beiträge,
- andere Aspekte des IPS.

Vor kurzem bin ich mit der Schwester zusammengetroffen, die die Stiftung Conrad N. Hilton leitet. Sie hat mich gefragt, ob die Töchter der christlichen Liebe eine spezielle Ausbildung für die Verwaltung oder Leitung von Projekten haben, denn bei allen Besuchen konnte sie feststellen, dass die Töchter der christlichen Liebe zu den besten Verwaltern von Projekten gehören. Die Antragsformulare sind außerordentlich gut ausgefüllt.

III – AKTUELLE LAGE

Der IPS wurde im Mai 2004 gegründet, im September 2004 hat er das erste Projekt erhalten.

Von September 2004 bis Ende April 2006 sind 130 Projekte aus 35 Provinzen eingelangt! Mit den von den Stiftungen gesammelten Beiträgen und mit privaten oder persönlichen Spenden von insgesamt \$ 1 478 832,94 konnten 75 Projekte erfolgreich finanziert werden. Mehrere Projekte, die nicht finanziert werden konnten, wurden an andere Stiftungen weitergeleitet, und wir warten auf die Antwort, ob sie finanziert werden können. Für weitere Projekte suchen wir eine Finanzierung.

Die Quellen, aus denen die gewährte Finanzierung geschöpft wird, lassen sich in 3 Kategorien einteilen: 58% wurden von Stiftungen beigebracht. 18% kommen von einzelnen Spendern, 24% steuerte die interprovinziale Hilfe bei. Vor etwa einem Jahr wurde vom Generalrat dem IPS ein Teil der interprovinzialen Hilfe für kleine Projekte und kleine Subventionen oder Mitfinanzierungen zur Verfügung gestellt. Diese Summe, die aus der interprovinzialen Hilfe kommt, wird nur in Notfällen verwendet, und wenn damit eine Stiftung zu Mitfinanzierung ermutigt werden kann.

Bis Februar 2006 war das Büro des IPS im Provinzhaus von Evansville untergebracht, wo ich die Aufgabe der Provinzrätin und der Leiterin des IPS wahrnahm. In Teilzeitarbeit hatte ich die Laienmitarbeiter des Provinzsekretariats zur Hilfe. Jetzt arbeite ich mit Schwester Francine Brown und einer Laiensekretärin. Das Büro wurde in die Gegend von Detroit, im Staat Michigan, verlegt. Weil der IPS auch für das Projekt Dream Finanzen suchen wird, haben wir vor, eine weitere Person anzustellen, die die Verantwortung für die Abfassung der Subventionierungsanträge dieser Projekte übernehmen soll.

IV – DIE FINANZIERTEN PROJEKTE

Die Projekte, die leicht zu finanzieren sind, sind meist jene, die die Herzen der Mitglieder von Stiftungen und der Spender bewegen. Ganz konkret kann man sie in zwei Gruppen zusammenfassen: es sind Projekte, die Grundbedürfnisse abdecken, und andere, die es den Menschen ermöglichen, für sich selber zu sorgen.

1. Projekte, die Grundbedürfnisse abdecken:

- Nahrung für Kinder, die unter Mangelernährung leiden, vor allem in Afrika und Lateinamerika.
- Kleidung, damit etwa die Kinder in die Schule gehen können.
- Material: Matratzen, Bettwäsche, Stoff, um Pyjamas und Nachthemden... nähen zu können.
- Rettungswagen, damit Kranke in die Ambulanzen gefahren werden können.
- Wohnungen für Familien in einem Dorf, wo mehr als 80 Einrichtungen weder Trinkwasser noch Sanitäranlagen haben. (IPS hat schon zehn Wohneinheiten errichtet. Weitere zehn und der Bau eines Brunnens stehen auf der Warteliste.

2. Projekte zur Verbesserung der Lebensbedingungen der Menschen:

- Projekte zur Förderung der Frauen; diese ermöglichen ihnen, das zu verdienen, was sie und ihre Kinder zum Leben brauchen.
- Projekte zur Erziehung der Kinder.
- Bedarf von Kleinwerkzeug für die Gartenarbeit und für den Ackerbau, um eine Tischlerei oder Maurerwerkstatt einzurichten...
- Beschaffung von Hühnern, Schafen, Kühen, Tierfutter und Käfigen. (Oft teilen die Personen, die die ersten Hühner, Schafe, Schweine, usw. erhalten, dann mit ihren Nachbarn ihre ersten Küken, die Lämmer oder Schweinchen, die zur Welt kommen. Auf diese Weise können sich noch mehr Menschen selber versorgen).

Die Stiftungen gehen eher auf Bitten um Finanzierung ein, wenn noch eine andere Finanzierung genannt werden kann, mag der Beitrag hierfür auch noch so klein sein (Lokalgemeinschaft, Provinz oder andere Stiftungen).

Projekte, die einen größeren Bau oder Renovierungen eines Gebäudes zum Inhalt haben, sind schwerer zu finanzieren. Ich hoffe, dass der IPS mit Hilfe der zusätzlichen Mitarbeiter Schlupflöcher und Mittel auftreiben kann, um Unterstützungen für solche Projekte zu erhalten. Dabei ist es besser, diese in mehrere Etappen zu gliedern, die an verschiedene Stiftungen geschickt werden können. (Wenn es sich um Gebäude für die Gemeinschaft handelt, ist es von Vorteil, sagen zu können, dass die Provinz und die Genossenschaft sich an diesem Projekt beteiligen).

V - WIE IST EIN PROJEKT BEIM IPS EINZUREICHEN?

Um ein Projekt einzureichen, ist es wichtig:

1. *Die Situation zu beschreiben, indem alle Fragen des Formulars genau beantwortet werden:*
 - die Situation im Land und in der Region, in denen das Projekt geplant ist,
 - statistische Angaben bezüglich der Personen, die in den Genuss des Projektes kommen sollen,
 - Geschichte über die Gegenwart der Töchter der christlichen Liebe,
 - Kostenvoranschlag.

(Die Informationen sollen so vollständig wie möglich, detailliert und genau sein, das ist eine große Hilfe).

2. *Gute Fotos schicken, auf denen man den Bedarf genau sieht.* (Möglichst mit einer Tochter der christlichen Liebe auf dem Bild).
3. *Das Ansuchen und die Fotos per Email schicken.* (Sollte das nicht möglich sein, dann auf dem normalen Postweg).

Es ist wichtig, dass die Provinz und der IPS miteinander in elektronischem Kontakt sind und die eingegangene Post bestätigt wird.

Jede Stiftung hat ihre eigenen Satzungen, ihre eigenen Formulare, auf denen sie nach verschiedenen Informationen fragt

Die Ansuchen des IPS bei den Stiftungen läuft gewöhnlich so ab:

- Einreichen eines Projektes bei der Stiftung und Ansuchen um Unterstützung.
- Nach einer positiven Antwort und nach Erhalt der Formulare der Stiftung diese ausfüllen und an diese zurücksenden.
- Die Entscheidung des Stiftungsrates abwarten, der bei einer seiner Sitzungen über das Projekt befindet.
- Ist die Antwort positiv, warten bis das Geld an den IPS überwiesen wird.

Manchmal verlangen die Stiftungen noch zusätzliche Erklärungen. Der Prozess ist also ein langer und Geduld heischender. (Eine Stiftung gibt nie Geld für schon durchgeführte Projekte, das heißt, sie zahlt Beträge, die schon für ein Projekt aufgewandt wurden, niemals zurück).

VI - WIE KÖNNEN SIE DEN IPS UNTERSTÜTZEN?

An uns alle ist der gleiche Ruf ergangen, Töchter der christlichen Liebe, Dienerinnen der Armen, zu sein. Wir alle miteinander sind die Genossenschaft, und wo und wie auch immer der Dienst ausgeübt wird, es ist die Genossenschaft, die den Armen dient. Der IPS ist im Dienst aller Töchter der christlichen Liebe, jener, die in Ländern leben, deren finanzielle Möglichkeiten begrenzt sind, wie auch jener, die in Ländern leben, die über bedeutendere Ressourcen verfügen. Der heilige Vinzenz sagte zu seinen Töchtern: *„Wir müssen den Armen auf jede Weise helfen, wir müssen dies mit unseren eigenen Möglichkeiten tun und auch, indem wir andere ersuchen, uns zu Hilfe zu kommen – wenn wir so handeln, verkünden wir das Evangelium in Worten und Taten.“*

Der IPS braucht Ihre Hilfe, um noch mehr Stiftungen ansprechen zu können. Wenn Sie eine gute Stiftung kennen oder jemanden, der in einer Stiftung mitarbeitet, den ich kontaktieren könnte, dann teilen Sie es mir bitte mit. Ich danke dafür. Sie können aber auch selber zuerst Kontakt aufnehmen. Manchmal sucht eine Stiftung von sich aus eine Möglichkeit, um Geld zu spenden. Erst vor kurzem wurde ich von einer angerufen und gefragt, wo und auf welche Weise sie den Töchtern der christlichen Liebe in Brasilien oder auch in der ganzen Welt helfen könnte. Der IPS braucht Ihre Hilfe, um Gesellschaften und Personen zu erreichen, die bereit sind, Spenden zu geben. Möglicherweise kennen Sie Personen, die die Mittel haben, die sich geehrt fühlen, eine Summe für die Werke der Töchter der christlichen Liebe zu spenden. Zögern Sie nicht, diese anzusprechen, Informationen über der IPS zu verteilen, Faltblätter aufzulegen, mögliche Spender auf die Internetseite des IPS hinzuweisen. Das Ziel des IPS bleibt, Finanzierungen von außen zu beschaffen, wie es auch der heilige Vinzenz getan hat, als er sich Freunde in der königlichen Familie gewann.

Auch kleine Beträge sind wichtig. Der IPS hat Geld von einer Vorbereitungsklasse erhalten, die 135 Dollars gesammelt hat, damit man für eine Schule in Mosambik Ziegel kaufen könne, ein Jugendchor in Chicago hat für der IPS ein Benefizkonzert veranstaltet und 1.000 Dollars geschickt, eine andere Schule hat 1.500 Dollars gesammelt, um zu einem Projekt beizusteuern. Diese Aktivitäten haben keine großen Summen erbracht, aber sie haben andere Spenden ergänzt; sie werden das Leben irgendeines Menschen verändern. Was dabei noch wichtig ist, ist die Möglichkeit, durch solche Aktivitäten das

Gespür für die Nöte der anderen zu wecken und damit unser Charisma des Armendienstes zu verbreiten.

Abschließend möchte ich sagen: Weil der IPS im Jahr 2004 noch nicht so ausgesehen hat wie heute, ist es anzunehmen, dass es noch nicht das ist, was Gott haben will, bis er es dorthin geführt haben wird, wo er es haben will.

Schwester Felicia MAZZOLA
Tochter der christlichen Liebe
Verantwortliche für den IPS

N:B.

Es gibt eine Internetseite des IPS mit der folgenden Adresse: www.daughtersips.org. Sie ist derzeit auf Englisch, wird aber in nächster Zeit ins Französische und Spanische übersetzt werden. Sie finden dort allgemeine Informationen zum IPS, einige Projekte, die finanziert werden konnten, und auch andere, die zu finanzieren wären. Sie finden auf dieser Seite auch das verbesserte Formular für Ansuchen beim IPS, die Beschreibung des Projektes und einen Bewertungsbericht der Finanzierung.

AKTUELLE HERAUSFORDERUNGEN



Einleitung

Weil die Ankunft und die Anwesenheit von Migranten für einen großen Teil der öffentlichen Meinung ein sensibles Thema sind, will dieses neue Kapitel mit dem Titel „**Die Migranten, ein Geschenk für die Kirche und die Gesellschaft**“ die Betonung nicht nur auf eine Thematik, *die Migration*, legen, sondern auf die Personen, *die Migranten*. Die eine Herausforderung sind die Menschen, die kommen, die man aufnehmen, begleiten, um die man sich kümmern muss, die andere ist, das Geschenk zu entdecken, das die Migranten für die Einwanderungsländer sein können.

Zwei Fachleute, ein ständiger Seelsorger der afrikanischen Gemeinden und ein Mitglied des JRS (Jesuiten-Flüchtlingsdienstes)¹⁰, teilen uns ihre Lebenserfahrungen mit. Sie lenken unsere Aufmerksamkeit hin auf den positiven Effekt der weltweiten Migration auf die Aufnahmeländer.

Danach bezeugen Töchter der christlichen Liebe, auf welche Weise sie den Migranten dienen.

Bevor wir diesen verschiedenen Ausführungen über die Chancen der Migration folgen, wollen wir unser Herz bereiten, wie Jacques Vermeulen uns dazu einlädt: *„Wir können nur dann wirklich Gläubige sein, wenn wir eine innere Arbeit mittels Fragen angehen, die uns von anderswoher zukommen. Wir dürfen nicht vergessen: auch unsere Vorfahren im Glauben waren Fremdlinge, und unterwegs sein zu dem, was wir noch nicht kennen, ist ein Teil unserer Identität.“*

¹⁰ JRS wurde vom Generalsuperior, Pedro Arrupe, SJ, am 14. November 1980 gegründet. Es handelt sich dabei um eine unabhängige internationale Organisation, die in mehr als 50 Ländern aller Kontinente vertreten ist.

AKTUELLE HERAUSFORDERUNGEN

„Die Migranten, ein Geschenk für die Kirche und die Gesellschaft“ aus der Sicht eines Migranten

(Frei entnommen aus der Konferenz von Herrn Katuvadioko)

EINLEITUNG

Als ständiger Seelsorgemitarbeiter in den afrikanischen Gemeinden habe ich es als Chance erachtet, mich zum Thema „**Die Migranten, ein Geschenk für die Kirche und die Gesellschaft**“ äußern zu können. Ich werde also versuchen, mit Ihnen über die beiden Worte „Geschenk“ und „Migrant“ aus der Sicht der Gesellschaft, der Kirche und der Pastoral nachzudenken.

Bevor wir weitermachen, ist es gut, sich zu vergegenwärtigen, dass der Mensch vor allem ein Beziehungswesen ist. Dieses Bedürfnis, „mit“ jemandem zu sein, zu kommunizieren, zu lieben, geliebt und in seiner Würde anerkannt zu werden, ist kennzeichnend für jedes menschliche Wesen. Der Mensch wurde nicht erschaffen, um allein zu leben, er ist ein soziales Wesen.

Die Solidarität ist ein Element, das die Menschen in einem Netz von Beziehungen verbindet. Unter dem Druck der Globalisierung wird dieses Netzwerk der Beziehungen heute planetarisch. Der Fortschritt der Kommunikationsmittel führt zu einem internationalen Bewusstsein, das die Notwendigkeit des Dialogs und der gegenseitigen Hilfe mit neuen Ausdrücken beschreibt. Für uns Christen ist die Solidarität nicht nur etwas Natürliches, sie stammt von der Liebe Christi zu allen Menschen, und vom Heiligen Geist, der ein Geist der Einheit ist. Im Lichte dieses Geheimnisses der Liebe können wir das Geschenk verstehen.

I - „GESCHENK“ UND „MIGRANT“, ZWEI WORTE, DIE ES ZU ERKLÄREN GILT

1 – Das Geschenk

Für die Welt

Im Petit Larousse (Wörterbuch) wird das Geschenk definiert als „*Akt, etwas herzugeben, das einem gehört*“, was gegeben wird, ist eine Wohltat, eine Gunst. Juristisch gesehen, ist das Geschenk auch „*ein Akt, durch den ein Mensch unwiderruflich und ohne Gegenleistung ein Gut an eine andere Person weitergibt, die es annimmt*“.

Wir gebrauchen dieses Wort häufig in unseren Gesprächen. Fast jeden Tag werden wir zu humanitären Hilfeleistungen aufgerufen, etwa zum Kampf gegen Aids, zur Unterstützung von Waisen, Hilfe bei Naturkatastrophen. Wenn wir spenden, sind wir uns bewusst, dass wir etwas Gutes tun, dass wir einen Beitrag zum Leben zu leisten. Die Gabe hat existentielle Bedeutung: sie trägt bei, dass andere leben.

Für den Christen

Aus christlicher Sicht ist die Gabe in erster Linie eine Gnade. Gott ist der erste Geber. Er teilt den Menschen seine Liebe in einem freien Akt mit, er gibt unentgeltlich. Die erste Haltung des Christen ist also, die Gunst, die ihm zuteil wurde, anzuerkennen, und sie dankbar anzunehmen.

Durch seine Menschwerdung tut Gott das Geschenk, das er den Menschen macht, auf unerreichte Weise kund: „*Gott hat die Welt so sehr geliebt, dass er seinen einzigen Sohn hingab*“ (Joh 3,16). Bei seinem Gespräch mit der Samariterin sagt Jesus: „*Wenn du wüsstest, worin die Gabe Gottes besteht*“ (Joh 4,10). Man spricht auch von den Gaben des Geistes, Anlagen, die Gott in den Menschen legt, um ihm die Dynamik des göttlichen Lebens mitzuteilen (*Weisheit, Verstand, Rat, Stärke, Wissenschaft, Furcht Gottes, Frömmigkeit*). Schon im Buch des Propheten Jesaja (11,2-3; 42,1-4) wird die Ankunft eines Gottesknechtes angekündigt, auf dem die Fülle seiner Gaben ruhen würde. Die ersten Christengemeinden haben diesen Knecht in Jesus, dem Träger und Spender der Kraft Gottes, gesehen. Dank des Pfingstereignisses hat die Kirche die Kontinuität dieser Offenbarung des Geistes Christi, des Auferstandenen, erkannt.

2 – Der Migrant

Für die Welt

Im Lexikon heißt es: „*Der Migrant ist jemand, er ein- oder auswandert*“. Die Migration ist „*eine Wanderung von menschlichen Individuen oder Gruppen mit dem Ergebnis eines nicht nur kurzfristigen Wohnsitzwechsels*“ aus wirtschaftlichen oder politischen Gründen. Der Migrant ist oft gezwungen auszuwandern, um sein Leben zu retten.

Diese Männer, diese Frauen, diese Kinder, die sich allein oder als Familie auf den Weg machen, sind unter uns. Wir hören fast täglich davon. Die Migranten sind in den entwickelten Ländern (Europa oder Amerika) keine Besonderheit. In den Ländern der Dritten Welt sind sie noch viel zahlreicher. In den letzten 30 Jahren hat die weltweite Mobilität zugenommen: 77 Millionen Migranten im Jahr 1965, 111 Millionen im Jahr 1990, 140 Millionen im Jahr 1997, 150 Millionen heute.¹¹ Auch wenn die Aufnahmeländer des Westens besonders begehrt sind, verlassen doch mehr als 60 % der Migranten die südliche Hemisphäre nicht, $\frac{3}{4}$ von ihnen lassen sich in anderen Ländern der Dritten Welt nieder. Von den 380 Millionen Einwohnern Europas sind 20 Millionen Ausländer, 5 Millionen von ihnen kommen aus der europäischen Gemeinschaft. Sicher, die Globalisierung der Migration ist ein junges Phänomen, früher war sie auf einige bestimmte Aufnahmeländer beschränkt, die einer kolonialen Vergangenheit verpflichtet waren. Aufgrund der Mobilität entwickelt sie sich heute zu einer Lebensweise, zu einer weltweiten Strategie: Zunahme der wirtschaftlichen, sozialen, politischen kulturellen usw. Unterschiede. Wegen der Schließung der Grenzen sind viele Migranten leider unbemerkt unterwegs. 2,8 % der Weltbevölkerung wandert aus, mehrere 100.000 sind in einer illegalen Situation.

Die Migration ändert ihr Profil: *Feminisierung, städtische Mittelklasse, alleinstehende Minderjährige, Abwanderung der Intelligenz* usw. Jede Migration ist ein vielschichtiger Prozess: man geht fort, weil man fast keine Zukunftserwartung hat in dem Land, in dem man lebt, Wirtschaftliches und Politisches sind oft vermengt. Manche Situationen sind dramatischer: Hunderttausende sind gezwungen, ihr Land zu verlassen (von Serben vertriebene Bosniaken, Serben, die aus dem Kosovo flüchten, Kasaiener, die in den neunziger Jahren nach Katanga, Demokratische Republik Kongo, flüchten, Sudanesen, die in den Darfur flüchten, usw.).

Für den Glaubenden

¹¹ „*Wenn der Fremde an unsere Türen klopft*“, Dokumente des Episkopats Nr.7/8, 2004, Blatt A2.

Für den Glaubenden ist die Aufnahme des Fremden in der Bibel begründet. In Levitikus stehen der Fremde und der Arme, die Witwe und die Waise auf derselben Ebene: *„Wenn bei dir ein Fremder in eurem Land lebt, sollt ihr ihn nicht unterdrücken. Der Fremde, der sich bei euch aufhält, soll euch wie ein Einheimischer gelten, und du sollst ihn lieben, wie dich selbst; denn ihr seid selbst Fremde in Ägypten gewesen. Ich bin der Herr, euer Gott“* (Lev 19,33-34). Ein Jude hat, in Erinnerung an sein eigenes Exil, die Pflicht, den Fremden als Bruder anzusehen. Diese Hochachtung gegenüber den Fremden leitet sich auch von den Vorschriften für das Sabbatjahr ab: *„Die Erde gehört mir und ihr seid für mich nur Fremdlinge und Gäste.“* Diese Erde ist uns nur als Erbe gegeben (vgl. Gen 23,4).

Im Neuen Testament spricht Petrus von den Christen als von Fremden: *„Liebe Brüder, da ihr Fremde und Gäste seid in dieser Welt (paroikoi-Pfarrkinder), ermahne ich euch...“* (1 Petr 2,11) *„... denn ihre wahre Heimat ist im Himmel“* (vgl. Eph 2,19). Darum stellt Pater Yvon Quéméneur die Frage: *„Da der Christ selbst ein Fremder auf dieser Erde ist, warum soll er dann den Fremden, seinen Bruder, nicht lieben? ... Und weil wir uns gerne als Erben des ersten Testaments betrachten, können wir uns auch das Argument des Levitikus zu Eigen machen: ‚Der Fremde, der sich bei euch aufhält, soll euch wie ein Einheimischer gelten, und du sollst ihn lieben, wie dich selbst; denn ihr seid selbst Fremde in Ägypten gewesen. Ich bin der Herr, euer Gott‘“* (Lev 19, 34).

II – DER MIGRANT: EIN GESCHENK FÜR DIE KIRCHE UND DIE GESELLSCHAFT

Im Jubiläumsjahr 2000 wurden *die Verschuldung der armen Länder, die verschiedenen Formen moderner Sklaverei, das Elend und die Armut all jener, die „ohne...“ sind*, betont und die Menschen zu einer größtmöglichen Solidarität eingeladen.

Da ich aus dem Kongo komme, einem Land,, das alle Möglichkeiten zum Reichsein hätte und dessen christlicher Glaube groß ist, habe ich mich durch diesen Aufruf Papst Johannes Pauls II. herausgefordert gefühlt. Die drei Jahre vor dem Jubiläum 2000 haben mir geholfen, mich mehr in Christus zu festzumachen und mit meinen Brüdern inniger zu verbinden. Ich habe besser verstanden, dass das Leben ein Geschenk ist, das man empfängt, annimmt, lebt und teilt und dass ich aufmerksamer sein muss für alle jene, die in einer Situation des Herumirrens und der Unsicherheit sind. Ich habe vor allem

jene wahrgenommen, die „ohne“ sind, und wie wichtig es ist, mit mehr Brüderlichkeit zu handeln.

Ein „Geschenk“ für die Gesellschaft

Die weltweiten demographischen Verschiebungen haben Auswirkungen auf die Zusammensetzung der Völker. Heute ist jedes Land besonders darauf bedacht, sein Territorium unter Kontrolle zu halten. Die Zuwanderungen werden als Faktoren der Destabilisierung, die Zuwanderer als Arbeitsdiebe, als Sozialschmarotzer usw. angesehen, auch wenn wir wissen, dass sie oft die Arbeit tun, die die eigenen Landsleute nicht tun wollen. Die Regierungen sind hin- und hergerissen zwischen der Sorge um den Zusammenhalt ihres Landes und der Notwendigkeit, Migranten aufzunehmen.

Aber in den Ländern mit einem Geburtenrückgang kann die Zuwanderung als Chance für die Erneuerung der Bevölkerung angesehen werden. Die Zuwanderer können auch zu symbolhaften Gestalten werden, die das „Recht auf Leben“ versinnbildeln. Die Erde gehört allen Menschen. Außerdem gibt es unter den Migranten solche, die Begabungen anbieten können, die auf dem Weltmarkt gefragt sind.

Ein „Geschenk“ für die Kirche

Wir sind uns klar, dass die französische Gesellschaft plurikulturell und somit plurireligiös ist. Das bedeutet für alle eine große Änderung der Mentalität, fordert Verständnis für die Unterschiede und Akzeptanz der Verschiedenheiten. Diese Realität spürt man auch innerhalb der Kirche, deren Auftrag es ist, im Namen Jesu Christi die Brüderlichkeit zu leben und zu bezeugen:

„Kirche“ kommt von „Ecclesia“, das heißt Versammlung. Versammelt sein heißt, *Respekt vor den Verschiedenheiten und Einheit unter den Personen ausdrücken*. Daher heißt Kirche sein, jeden Menschen annehmen, jede Gruppe ist ein Teil der Kirche und imstande, zu geben und zu empfangen. Wenn wir uns die Kirche als Gemeinschaft vorstellen, laufen wir Gefahr, denjenigen, der dazustößt, als Gast und nicht als Vollmitglied der Kirche zu betrachten. Damit der Zugewanderte ein Geschenk für die Kirche ist, muss er als ein vollwertiges Mitglied der Kirche und als ein ihrer Sendung Verpflichteter anerkannt werden. Der Migrant erwartet sich von der Kirche Unterstützung, Begleitung, um mit den andern handeln zu können. Jeder ist aufgerufen, seine eigenen Reichtümer beizusteuern. Wo die Solidarität in Gegenseitigkeit gelebt wird, werden die Reichtümer anerkannt und man

kann von „Katholizität“ sprechen. Als afrikanischer Christ fühle ich mich der Kirche Frankreichs verpflichtet und steuere meine Fähigkeiten für den Dienst an der Gemeinschaft bei. Wesentlich für den Migranten ist, nicht im Abseits zu bleiben, sondern seine Talente in den Dienst der Entwicklung der kirchlichen Gemeinde zu stellen, um mit den anderen in evangelischer Geschwisterlichkeit Gemeinschaft zu schaffen.

Ein „Geschenk“ für die Pastoral der Kirche

Im Verständnis des zweiten Vatikanischen Konzils ist der Migrant „ein Geschenk, das man bekommt“. Die katholische Kirche wird als *Sakrament der Einheit für die Welt* definiert. Durch die vielfältigen Dienste nehmen die Christen an der Aufnahme und an der Verteidigung der Ärmsten teil. Die Kirche anerkennt den Platz der christlichen Zuwanderer in den Pfarrgemeinden, sie überträgt ihnen Verantwortungen, kümmert sich um ihre Bildung... Alle Christen, ob einheimische oder nicht, haben dieselbe Mission empfangen. In verschiedenen Traditionen verwurzelt, wird der Glaube in den unterschiedlichen Kulturen ausgedrückt und gefeiert, um hier und jetzt die Katholizität der Kirche zu leben. Das geschieht durch die gegenseitige Kenntnis der Christen und die Aufgeschlossenheit für die Situation der Migranten.

Das Bemühen um eine Pastoral der Aufnahme des Migranten, der als Geschenk erlebt wird, hat seine Wurzeln im Hören auf das Evangelium.

- *„Und er stellte ein Kind in die Mitte“* (Mk 9,36): Wenn das Kind eine gewisse Verletzlichkeit und gleichzeitig Freude bedeutet, auf den anderen zuzugehen, dann verlangt Jesus von den Christen, auch die Ausländer mit denselben Gesinnungen anzunehmen.

- *„Wieso kann jeder von uns sie in seiner Muttersprache hören?“* (Apg 2,8). Nachdem Petrus gemerkt hat, dass der Heide Kornelius ebenfalls den Heiligen Geist empfangen hatte, korrigiert er seine Sichtweise, ... und danach seine ganze Gemeinschaft: *„Kann jemand denen das Wasser zur Taufe verweigern, die ebenso wie wir den Heiligen Geist empfangen haben?“* (vgl. Apg 10,1-47). Wir haben denselben Glauben, dieselbe Hoffnung.

- *„Wählt aus eurer Mitte sieben Männer von gutem Ruf und voll Geist und Weisheit; ihnen werden wir diese Aufgabe übertragen“* (Apg 6,3). Die Fremden sind ebenso berufen, ihre Fähigkeiten einzubringen und sie in den Dienst der Kirche zu stellen (vgl. 1 Kor 12).

- „Denn ihr alle, die ihr auf Christus getauft seid, habt Christus angelegt. Es gibt nicht mehr Juden und Griechen, nicht Sklaven und Freie, nicht Mann und Frau; denn ihr alle seid einer in Christus Jesus“ (Gal 3,27-28). Die Originalität der christlichen Mission ist, die verstreuten Kinder Gottes zu sammeln (Joh 11,52) und ihren Beitrag zur Einheit des Menschengeschlechts zu leisten.

Zusammenfassung

„Wenn du wüsstest, worin die Gabe Gottes besteht!“ (Joh 4,10). Ja, das Leben ist Annahme und Geschenk zugleich. Als Vollmitglied der großen Familie der Getauften bemühe ich mich, meinen Beitrag zu leisten, um die Kirche aufzubauen. Als Berufener setze ich die mir anvertrauten Talente für das Wohl aller ein, will ich ein möglichst wachsames Auge haben für die vom Leben Verwundeten, um mit ihnen eine neue Menschheit aufbauen.

Herr Gabriel KATUVADIOKO
Seelsorgemitarbeiter in den afrikanischen Gemeinden

AKTUELLE HERAUSFORDERUNGEN

"Die Migranten, ein Geschenk für die Kirche und die Gesellschaft"

Aus der Sicht eines Mitglieds einer NGO im Dienste der
Flüchtlinge

Frei entnommen aus der Konferenz von Pater Eddy Jadot, SJ

Als ich hörte, die Betonung sei auf die Migranten als Geschenk für die Kirche und die Gesellschaft zu legen, sah ich darin eine Einladung, mich zum Gewährsmann jener zu machen, denen ich im JRS (Jesuit Refugee Service=Jesuiten-Flüchtlingsdienst) begegnet bin: Asylwerber, Flüchtlinge, Illegale. Und ich möchte die Erfahrungen ihres Lebens mitteilen, damit Sie darin das Geschenk entdecken, das die Migranten für die Einwanderungsländer sein können.

Jesuit Refugee Service ist eine internationale Hilfsorganisation, die den Auftrag hat, „*Flüchtlinge und Migranten zu begleiten und sich für deren Rechte einzusetzen*“. Aber sie beschränkt sich nicht auf ihre Solidarität mit den Verfolgten, die Schutz brauchen, damit sie laut den Kriterien der Genfer Flüchtlingskonvention von 1951 als *Flüchtling* anerkannt werden. JRS bemüht sich auch um *die Binnenflüchtlinge und um jene, die aus verschiedenen Gründen, die in der Soziallehre der Kirche und im Dokument des Heiligen Stuhles „Die Flüchtlinge: eine Herausforderung zur Solidarität“ (1992) genannt sind, auszuwandern gezwungen sind*. Pater Hans Kolvenbach, der Generalsuperior der Jesuiten, sagte im Mai 2004 zu den Koordinatoren des Sozialapostolats, dass dies bei JRS sehr wohl der Fall sei. „Eine Frage, mit der man überall punktet (...), ist die der *Menschen unterwegs*, oder das Problem *der menschlichen Mobilität*, oder das *Migrationsphänomen*...“

**DIE MIGRANTEN: EIN GESCHENK FÜR UNSERE KIRCHEN
UND UNSERE GESELLSCHAFTEN?**

Im aktuellen Kontext sagen, die Migranten seien ein Geschenk, kann sich als kontraproduktiv erweisen, kann mehr Ausländerfeindlichkeit als Freundschaft wecken, selbst wenn man sich auf wissenschaftliche Studien oder auf althergebrachte Werte und auf den Idealismus einer Großzügigkeit beruft, die bedacht ist, das Ansehen der fremden Schwester, des fremden Bruders aufzuwerten. Natürlich führt man gerne Politiker, Akademiker, Sportler, Künstler und viele andere an, die aus der Einwanderung hervorgegangen sind, die unseren Ländern auf der internationalen Bühne einen Namen machen. Man wird auch die Nützlichkeit der Migranten, ja sogar ihre Notwendigkeit zugeben, damit bestimmte Wirtschafts- und Sozialbereiche in den reichen Ländern, die auf dem absteigenden Ast in Richtung Überalterung sitzen, bestehen können. Aber der eigennützig oder utilitaristische Charakter gibt freilich unseren Standpunkt nicht genau wider, wenn wir zu unseren Gesellschaften und zu den Kirchen von den Migranten als „ein Geschenk“ – Geschenk Gottes, Geschenk ihrer Person – sprechen.

Die Erklärung von Pater Luis Magriña, internationaler Leiter von JRS, anlässlich des Weltflüchtlingstages am 20. Juni 2005, ist auf alle Kategorien von Migranten anwendbar und betont ein wesentliches Element: „Die gewalt- sam Vertriebenen *müssen angehört werden*. Es ist wichtig, dass die Prioritäten der Organisationen, die sich der Flüchtlinge annehmen, von den Flüchtlingen selbst genannt werden und nicht von irgendeiner Autorität. *Wir lernen von jenen, denen wir dienen*. Ohne sie haben unsere Programme keinen Sinn. Die Flüchtlinge können - mit Unterstützung durch Mittel und Informationen - am besten über ihr Leben im Exil und langfristige Lösungen für ihre Zukunft entscheiden“, und sie können uns auch sagen, unter welchen Umständen die Zuwanderer sich als *Geschenk* an ihre Einwanderungsgesellschaft verstehen, und wann wir dies ohne Heuchelei und Respektlosigkeit ihnen und ihrem oft schmerzlichen Weg gegenüber sagen können.

Laut Luis Magriña müssen sich unsere Überlegungen, unsere Aktionspläne, unsere Kritiken vor allem auf die Lebenserfahrung und auf das Wort der Migranten berufen. Deswegen können zwei Geschichten von Personen, denen ich bei meiner Tätigkeit in den Anhaltezentren begegnet bin, im Rahmen des europäischen Kontextes und anhand der von Jacques Vermeylein angeregten Fragen, für die Überlegung und für unserer Arbeit eine Hilfe sein.

AUF JENE HÖREN, DENEN WIR DIENEN

Sivaswamy: überall abgelehnt

„Warum werde ich hier festgehalten? Ich bin kein Verbrecher!“ Das war das erste Wort von Sivaswamy. Ich bin ihm im Anhaltezentrum nahe dem Brüsseler Flughafen begegnet. Jahrelang hatte er in Sri Lanka zur Schar der 500.000 bis 600.000 inlandvertriebenen Tamilen (IDPS: internally displaced persons) gehört. Er war ein kleiner Unternehmer mit einigen Arbeitern. Er musste aus seiner Heimatstadt Jaffna fliehen. Heimlich überschritt er eine der Hochsicherheitszonen (HZL), die von der Armee und von der singhalesischen Polizei kontrolliert werden, um neuerlichen Verhören und Qualen in den Militärgefängnissen zu entgehen. Er hatte nie Waffen getragen, aber er unterstützte die LTTE (Liberation Tigers of Tamil Eelam=bewaffnete tamilische Unabhängigkeitsbewegung), der Rest seiner Familie hielt es mit der EPDP (Eelam People's Democratic Party), der tamilischen Gegenpartei. Einer seiner Schwäger wurde von der LTTE vor seinen Augen erschossen. Seine Frau und seine Kinder galten lange als vermisst. Eingekeilt zwischen verschiedenen tamilischen Splittergruppen, ständig in einer ausweglosen Situation wegen der Strafmaßnahmen durch das Militär, gab er schließlich auf. Obwohl er an seinem Land hängt, fühlte er sich mehr und mehr von den Streitkräften bedroht, und so beschloss er, diesem, seit 25 Jahren währenden, grausamen Bürgerkrieg zu entkommen.

Sivaswamy erreichte Colombo, lebte im Untergrund und begann mit der Organisation und Bezahlung seiner Reise ins Ausland. Er wendete dafür den Großteil seines kleinen Vermögens auf. Der Fluchtplan sah zwei Flugetappen vor: zuerst in eine Hauptstadt Schwarzafrikas, dann irgendwohin nach Westeuropa. Hier wollte er in Frieden leben und seinen Beruf ausüben. *„Aber warum haben Sie Belgien gewählt?“*, habe ich ihn gefragt. – *„Ich wollte nicht nach hier. Ich wollte zu meinen tamilischen Angehörigen und befreundeten Landsleuten nach England. Bei der Zwischenlandung in Brüssel habe ich meinen Weiterflug nach London beantragt. Man hat ihn mir verweigert. Und so musste ich hier um Asyl ansuchen.“*

Sivaswamy hat keinen Flüchtlingsstatus erhalten; aber er blieb vier Jahre und vier Monate in Belgien, ohne sich zu verstecken. Eine Eingabe an den Staatsrat und ein Bittgesuch um Regelung seines Aufenthaltes blieben ohne Antwort. Er lebte von Gelegenheitsarbeiten, schlief regelmäßig auf der Straße. Eines Tages wurde er in einem Geschäft kontrolliert und von der Polizei mitgenommen. Ich habe ihn in diesem Anhaltezentrum getroffen. Nach mehreren Wochen wurde er wieder freigelassen, die belgischen Behörden wagten nicht, ihn in seine Heimat zurückzuschicken, weil dort die Gefahr einer neuerlichen Inhaftierung und neuer Foltern bestand. So wurde er wieder zu einem Illegalen und lebt in der gleichen Unsicherheit wie vordem...

Sivaswamy hatte viele Gründe, in seinem Land Furcht vor einer Verfolgung zu haben und um Asyl anzusuchen, auch wenn, streng genommen, eine Flucht vor einem bewaffneten Konflikt nicht zu den Kriterien der Genfer Flüchtlingskonvention gehört. Die Weigerung, ihm den Flüchtlingsstatus zuzuerkennen, gründet auf der Ehrlichkeit, mit der er bei der Einvernahme geantwortet hat. Von den Behörden wurde ihm vorgeworfen, er habe gesagt, dass er, abgesehen von einem wirklichen Schutzbedürfnis, auch den Wunsch habe, zu seinen tamilischen Angehörigen nach London zu gehen, dort zu leben und seinen Beruf auszuüben, um dem Staat nicht zur Last zu fallen. Das sei ein Beweis für einen falschen Asylantrag! Sivaswamy hat mir seine Enttäuschung mitgeteilt. *„Warum sagen, ich lüge, bloß weil ich erwähnt habe, neben der Schutzbedürftigkeit auch noch meine Angehörigen finden zu wollen?“*

Ich könnte noch andere Leidensgefährten und –gefährtinnen nennen: etwa die junge Kamerunerin Esther, die der Beschneidung entkommen wollte, die in den Dörfern ihres Stammes praktiziert wird; den Tschetschenen Mago-med, der in Grosny von der moskauischen Besatzungsarmee gefoltert wurde: getrennt von seiner Frau und seinen fünf Kindern, wartet er nun im Lager auf seine Auslieferung an einen der neuen Staaten der europäischen Union, und von dort ganz sicher auf seine Abschiebung nach Russland; den Togolesen Dieudonné, der bei seiner Ankunft minderjährig war: er hatte drei Jahre erfolgreich studiert und als er 18 war, wurde er mitten im Schuljahr zwecks Rückführung in die Heimat in Haft genommen. Esther, Mogamed, Dieudonné und so viele andere: auch ihnen hat man nicht geglaubt.

„Warum diese ständige Verdächtigung?“, hatte Sivaswamy gesagt, frustriert, weil er seine Person und seine Talente nicht einer Gesellschaft zur Verfügung stellen kann, in der er gerne gelebt hätte, um in ihr den notwendigen Schutz zu finden, ja, aber auch aus anderen berechtigten und edlen Gründen. Um sich als einen Menschen zu sehen, der fähig ist, seine Anwesenheit, seine Beziehungen, seine Aktivitäten einer Gesellschaft zum Geschenk zu machen, in die er eingewandert ist. Die *Kultur des Zweifels*, die ihn auf seinem Weg begleitet hatte, hatte ihn verwundet und sein Bemühen um eine Neueingliederung noch mehr erschwert. Als ich dem jungen Mann aus Sri Lanka zuhörte, wurde mir noch klarer, dass das Geschenk des Immigranten, wie übrigens jedes Geschenk, nur echt und dauerhaft ist, wenn es aus freien Stücken angeboten und herzlich und im gegenseitigen Respekt vor *dem anderen und dem Anderswoher* angenommen wird.

Julian, Rena und ihre 5 Kinder: die große Verzweiflung, Zigeuner zu sein, bei sich zu Hause und bei uns

Als Zigeuner waren Julian und seine Frau Rena mit ihren fünf zwischen 20 Jahren und 9 Monaten Opfer von Grausamkeiten in ihrem Land, und so sind sie 1998 in der Hoffnung auf den Schutz des belgischen Staates nach Belgien gekommen. Zwei negative Bescheide haben ihrem Bemühen um Asyl ein Ende bereitet.

Die Familie hat sich in einem Bezirk der Hauptstadt niedergelassen und nach und nach integriert; sie beteiligte sich an den Aktivitäten des Viertels, war von ihren Nachbarn angenommen. Die Eltern und Julian junior fanden Arbeit, sodass sie zu leben hatten; nie hatten sie Sozialhilfe vom Staat bezogen, noch hatten sie gebettelt.

Die Integration wurde durch ihre drei schulpflichtigen Kinder: Estera (16 Jahre), Joan (14 Jahre), Natalia (10 Jahre) erleichtert. Diese waren in den verschiedenen Schulen akzeptiert, machten gute schulische Fortschritte, sprachen gut französisch. Ein Antrag auf Legalisierung war trotz allem nicht erfolgreich. Sicher, sie waren der Aufforderung, das Territorium zu verlassen, nicht nachgekommen. Aber sie haben sich den Kontrollen nicht entzogen und haben ein normales Leben geführt, die Gesetze beachtet, glücklich, für das Land, das sie aufnahm, etwas tun zu können. Aber eines frühen Morgens wurden sie von der Polizei in ihrer Wohnung festgenommen. Nachdem sie 36 Stunden auf dem Gemeindeamt festgehalten worden waren, wurden sie zum Flughafen gebracht. Nach ihrer Überstellung in das Anhaltezentrum weigerten sie sich, in ihr Herkunftsland zurückgeschickt zu werden.

Sie blieben 3 Monate in diesem Zentrum; die Spannung in der Familie wurde angesichts der Aussicht der drei schulpflichtigen Kinder, ein Schuljahr zu verlieren, immer größer. Die Vermittlungen des Rechtsanwaltes und privater Organisationen, die Stellungnahmen der Direktoren und der Lehrkräfte, die öffentliche Unterstützung ihrer Kollegen und Kolleginnen erreichten bei der Behörde nicht, dass Estera, Joan und Natalia sowie das jüngste Kind das elementare Recht zugestanden bekamen, ihrer Schulbildung nicht beraubt zu werden, die so wichtig ist für ihre Zukunft.

Die Entscheidungsträger standen vor der Alternative: entweder ein wenig Menschlichkeit zeigen, damit diese jungen Menschen nicht ein Jahr ihres Lebens verzetteln, nicht weil sie Ausländer sind, sondern weil sie Kinder sind, oder die Zahl der Ausweisungen von Fremden um 7 Personen zu erhöhen, eine Zahl, die regelmäßig angehoben wird und deren sich das zuständige Ministerium gerne rühmt als Beweis für seine kompetente und weitblickende Politik. Eines Morgens fiel die Entscheidung: Julian junior, Estera, Joan, Natalia

und Besar, ihre Eltern Julian und Rena wurden in ihre Heimat ... und in eine neue Trostlosigkeit zurückgeschickt.

Nachdem Julian und die Seinen sechs Jahre in Belgien gelebt hatten, empfanden sie die Ausweisung als Unrecht gegenüber ihren Kindern, denn die jüngsten hatten mehr als die Hälfte ihres Lebens in Brüssel verbracht. Ihr Wunsch, sich immer besser in das heimische Leben zu integrieren und sich nützlich zu machen, die positive Vorstellung, die sie von ihrer Präsenz in Belgien hatten, wurde angesichts der Unmenschlichkeit der Tonangebenden und der Behörden mit einem Schlag zunichte. Zurück bleiben Verbitterung und Verzweiflung.

Im Laufe von vier Jahren wöchentlichen Besuchs im Anhaltezentrum hat meine Hochschätzung für die Festgehaltenen sehr zugenommen. Ich habe oft beobachtet, dass die Härte ihres Weges, die Verletzungen ihrer elementaren Rechte (für die Kinder besonders der Verlust der Schule), die Zeichen von Missachtung und Ablehnung, die fremdenfeindlichen Reaktionen ihre Würde und ihre Fähigkeit, geduldig auszuharren und zu hoffen, in keiner Weise beeinträchtigt haben. Wie oft habe ich Gesten der Solidarität unter den inhaftierten Migrant*innen verschiedener Nationalität beobachtet! Wir, meine Kollegen und Besucher anderer Organisationen, haben oft diese Überlegung angestellt: welche Quelle der Erneuerung und der Bereicherung wäre die endgültige Anwesenheit solcher Menschen und Familien für unsere Gesellschaften, für unsere christlichen Gemeinden! Übrigens stellten wir eine bei den Migrant*innen, die seit Jahren im Land leben, sehr verschiedene Wahrnehmung der Dinge fest. Mit der Zeit wurden viele ob der Haltungen und Methoden der Behörden und der Öffentlichkeit sehr verbittert: Beschuldigungen, Suche nach Fakten, die die Ausweisungen ermöglichen sollten, kaum verdeckte fremdenfeindliche Reaktionen ließen in ihnen das Gefühl entstehen, im Land, in das sie einwandern wollten, nicht willkommen zu sein. Die Entscheidungen der politisch Verantwortlichen bezüglich der Sicherheitspriorität in der europäischen Union haben manche Zuwanderer erschreckt. Im Zusammenhang mit dem Kampf gegen den Terrorismus schaffen die verstärkten Sicherheitsmaßnahmen tatsächlich bedauerliche Vermischungen, und die Fremden fühlen sich meist als Sündenböcke.

Diesbezüglich bemerkt Henri Goldman, der Koordinator des *Zentrums für Chancengleichheit und Widerstand gegen den Rassismus* (Brüssel), dass „jedes Migrationsabenteuer zwei Lesarten zulässt, je nach dem Gesichtspunkt des Migrant*innen oder der Aufnahmegesellschaft, ob man dem Recht der Personen auf ein Leben in Würde und Sicherheit den Vorzug gibt oder dem Recht der Staaten, ihre Grenzen und ihre Ressourcen unter Kontrolle zu halten. Bei-

de Lesarten, obgleich berechtigt, werden regelmäßig gegeneinander ausgespielt. Wie sie in Einklang bringen? Natürlich hat jede Gastfreundschaft ihre Grenzen. Aber keine Grenze dürfte dem dringenden Bedürfnis Einhalt gebieten, durch das jährlich Tausende von Menschen gezwungen werden, ihr Geburtsland um jeden Preis zu verlassen. Dieses Bedürfnis wird sich, so oder so, in der Legalität oder außerhalb derselben kundtun“¹²

Wenn man die politischen Stellungnahmen und die jüngsten Ereignisse in Europa und in der Welt ansieht, kann man dann der Meinung sein, *beide Lesarten* ließen sich zurzeit noch vereinbaren? Muss nicht eine ernsthafte Überprüfung der Strategien vorgenommen werden, damit neue *Prioritäten gesetzt werden können* und diese beiden Lesarten vereinbar seien oder werden? Gibt es nicht einen Grund, die Möglichkeiten neu aufzuzeigen, für die sich die christlichen Kirchen im Besonderen verantwortlich fühlen sollten? Obwohl die Hilfsaktionen für die Migranten notwendig bleiben, dürfen sich die christlichen Gemeinden damit nicht zufrieden geben. Wie die Migranten mehr zu Wort kommen lassen, wie mehr auf sie hören, wenn es darum geht, Entscheidungen zu treffen, die sie betreffen? Wie mit ihnen gemeinsam die Stimme der stimmlosen Masse sein, um zum Beispiel gegen den Mythos eines von zu vielen Fremden überschwemmten Europa aufzutreten und bei den Entscheidungsträgern zu intervenieren, damit die „*Sicherheit der einen*“ nicht gleichbedeutend ist mit „*Ablehnung der anderen*“ – der Fremden –, dass sie nicht zum Misstrauen und zur Ausgrenzung wird, die unmenschliche und degradierende Praktiken nach sich zieht?

EINE KULTUR DER AUFNAHME

Die „Kultur des Misstrauens“, die in bestimmten offiziellen Bereichen und in einem Teil der Öffentlichkeit herrscht, verdunkelt nur zu oft die Verschiedenheit der menschlichen und kulturellen Reichtümer, die die Anwesenheit und die konstruktiven Tätigkeiten der Migranten mit sich bringt. Der große Wunsch der christlichen Kirchen, systematisch eine „Kultur der Aufnahme“ einzuführen, muss sich entschieden der Kultur des Misstrauens entgegenstellen, wie es das nachsynodale Schreiben Johannes Pauls II: *Ecclesia in Europa* (2003) tut, das in *Erga migrantes caritas Christi* oft zitiert wird. Es ist wich-

¹² Henri Goldman: „Die weiße Hochzeit der Sonia“, in „*Politique. Revue de débats*“, Sondernummer: „Flüchtlinge, Ausländer in Belgien“: hin zu einem solidarischen Horizont », veröffentlicht unter der Verantwortung von CIRE – Coordination et initiatives pour et avec les réfugiés et les étrangers – Januar 2005, Seite 96-97.

tig, dass die christliche Gemeinde ihre Pflicht gegenüber den Migranten nicht einfach auf Gesten brüderlicher Hilfe oder aber auf einzelne Gesetze beschränkt, die ihre rechtmäßige Eingliederung in die Gesellschaft fördert und die Würde des Fremden respektieren. Die Christen müssen Initiatoren einer wirklichen *Kultur der Aufnahme* sein (vgl. *Ecclesia in Europa* Nr.101 und 103); sie müssen auch die authentisch menschlichen Werte des anderen schätzen trotz der vielen Schwierigkeiten, die das Zusammenleben mit Menschen mit sich bringt, die anders sind als wir (vgl. *Ecclesia in Europa* Nr.85 und 112)¹³.

In der religiösen Tradition des Gottesvolkes verwurzelt, wissen wir, dass Gott in den beiden Testamenten mehrmals die Gestalt eines Fremdlings angenommen hat, dass er will, dass auch Fremde in seinem Volk leben, dass er verlangt, Rücksicht auf sie zu nehmen. Im Plane Gottes sollten sie immer einen Platz bei jenen haben, die sie aufnehmen. Manchmal sind sie Träger einer wichtigen Mission, wie etwa jene, in der Reihe der Vorfahren des Messias aufzuscheinen. Wie zur Zeit der Propheten, wie zur Zeit, als der Gesandte des Vaters über die Straßen Palästinas wanderte, bleiben die Fremden heute ein Geschenk für die christlichen Kirchen und die Gesellschaften, sofern sie in aller Freiheit eingewandert sind und sich angenommen wissen. Dann können sie aktive Partner jener werden, die sie aufnehmen, ob Christen oder einfach Frauen und Männer guten Willens, die solidarisch sind im Kampf für „den Glauben, der die Gerechtigkeit hervorbringt“ und den Kleinen, den Vergessenen und den Fremden den Vorrang einräumt.

Eine Überlegung von Pater Jean-Noël Gindre soll als Zusammenfassung dieser Aussagen dienen. Er will uns teilhaben lassen an seiner mehr als vier Jahrzehnte währenden Erfahrung der Solidarität mit den Fremden: ab 1963 war er 14 Jahre in Algerien, dann in vier Industriestädten in Isère, Frankreich, dann in Saint-Denis mit den Studenten, die zu 80 % Ausländer sind. Jean-Noël Gindre schreibt¹⁴:

„Jahwe ist der Andere, gleichsam der Partner, der ein ganzes Volk in einen Bund hineinführt, das heißt in eine lebendige und fortschreitende Beziehung mit ihm. Die Verfasser der Bibel stellen ihn gerne als Fremdling dar, zum Beispiel als jenen, der Abraham in Mamre besucht, der in sein Privatleben eingreift und sich unter seine Nachkommenschaft mischt. Auch der auferstandene Christus tritt unter dem Äußeren eines Fremden in Beziehung mit den Jüngern von Emmaus, und weil sie sich auf diese Beziehung mit ihm ein-

¹³ Vgl. „*La Documentation Catholique*“, Nr.2318 (18. Juli 2004), Nr.39, S.669-670.

¹⁴ In *Vie Chrétienne*, Nr.499, September 2004, s.4-9 : Jean-Noël Gindre, SJ, „Unsere Beziehung mit dem Fremden“

lassen, können sie ihn in der Geste des Teilens des Brotes als den Lebendigen erkennen. In der Apostelgeschichte ist es wiederum ein Ausländer, der Hauptmann Kornelius, über den der Geist zu Petrus spricht und ihm klar macht, dass die christliche Identität nicht an den Grenzen des Judentums Halt macht.

Was uns, die Erben Abrahams, der Jünger von Emmaus und des Petrus betrifft, so glauben wir, dass die Brüderlichkeit, die bei unseren Begegnungen mit dem Ausländer gelebt wird, die beste Nachricht ist, die wir empfangen und verkünden konnten. Wenn der Gott Jesu Christi für uns wirklich der Einzige Vater aller Menschen ist, dann ist die Brüderlichkeit das Hauptelement unseres Glaubens, die einzige Transzendenz, die wir anerkennen. Die Freundschaft kann in Frage gestellt werden, abhanden kommen. Die Brüderlichkeit wird nicht in Frage gestellt, auch nicht dem Fremden gegenüber. Sie wird im schönsten Gebet empfangen, das wir vom Herrn gelernt haben: im Vaterunser. Dies ist zugleich Verheißung und Einladung, weiter zu schauen. Aber wir wissen auch, dass der Glaube ohne die Werke, die Gesten, die ihn glaubwürdig machen, nicht viel wert ist.

Ich bin sehr beeindruckt festzustellen, dass eine Theologie der Mission sich heute nicht mehr nur auf die Idee konzentriert, Wahrheiten zu lehren, so achtbar diese auch sein mögen, und Humanitäres zu exportieren, so notwendig dies auch sein mag. Vielleicht ist die große Entdeckung der Christen des 20. und 21. Jahrhunderts die Erfahrung, dass auch der *Dialog*, das heißt der Dialog mit dem Fremden, eine wesentliche Dimension des Glaubens ist.“

Pater Eddy JADOT, SJ
Mitglied des Jesuiten-Flüchtlingsdienstes

AKTUELLE HERAUSFORDERUNGEN

Zeugnis der Provinz Frankreich-Nord

Mit den Migranten leben

Unsere Gemeinschaft von Montreuil, einem Vorort von Paris, gibt es seit 1981. Wir leben inmitten einer sehr armen Bevölkerung, in einer Siedlung mit 500 Wohnungen. Das Viertel ist geprägt von der Jugend aus verschiedenen Volksgruppen, insbesondere afrikanischen. Es gibt aber auch Zuwanderer aus den Ländern des Ostens und aus Asien. 22,6 % sind Ausländer und 4,6 % kommen aus der europäischen Gemeinschaft. Montreuil hat den Beinamen „Bamako 2“ und wird als „französische Hauptstadt von Mali“ (=ein Staat in Afrika) bezeichnet. Wir bemühen uns, unsere Berufung als Töchter der christlichen Liebe in dieser Siedlung zu leben. Wir helfen unseren Brüdern und Schwestern, damit sie anerkannt werden und sich selbst um ihr Vorwärtskommen kümmern können. Unsere Beziehungen sind im Viertel, in der Siedlung, in der Stadt und in der Kirche die von Nachbarn. Wenn manchmal individuelle Beziehungen notwendig sind, sprechen wir dies in der Gemeinschaft ab, denn wir wissen, dass solche immer von längerer Dauer sind.

1996 bittet mich ein Priester der Pfarre, eine Taufbewerberin zu begleiten: **Colette**, eine junge Frau aus der Demokratischen Republik Kongo. Sehr rasch stelle ich fest, dass es sich um eine Illegale handelt. Zu dieser Zeit hat sich die Situation für die Zuwanderer in Frankreich verschlechtert. Die Immigranten werden zu „Papierlosen“. Nach Inkrafttreten einiger Gesetze wird im Viertel die Selbsthilfegruppe „Papierlose“ gegründet, die sich jener annimmt, die ohne Dokumente sind. Diese Gruppe hilft ihnen, ihre Situation in Ordnung zu bringen, sie zeigt ihnen ihre Rechte auf und informiert auch die Bevölkerung. Nach einer gemeinsamen Überlegung engagiere ich mich in dieser Gruppe. Ich treffe dort mehrere Vereine sowie gewerkschaftliche und parteipolitische Gruppierungen.

Dann lerne ich **Chekné** kennen, einen Malier, der nach Frankreich gekommen ist, um seiner Familie das Überleben zu sichern. 1997 ermöglicht es ein Rundschreiben der Regierung, einen Antrag auf Legalisierung zu stellen. Da seine Frau zu Hause geblieben ist, wird er als ledig angesehen und erhält einen negativen Bescheid. Viele andere sind in ähnlicher Situation... Aus Verzweiflung besetzen sie eine Kirche, um die Öffentlichkeit auf sich aufmerksam zu machen. Die Polizei vertreibt sie. Chekné wird vor Gericht gestellt, zu einem Jahr Gefängnis und zu fünf Jahren Aufenthaltsverbot in Frankreich verurteilt. Während seiner Haft

können ihn seine Kollegen nicht besuchen, denn auch sie sind in einer irregulären Situation. Eines der Mitglieder der Selbsthilfegruppe sucht um Besuchserlaubnis an. Nun beginnt eine Mobilmachung ... und nach sieben Monaten ist Chekné frei. Beim Verlassen des Gefängnisses sagt er uns: *„Die anderen Gefangenen wollten einfach nicht wahrhaben, dass ich hier war, weil ich ein „Papierloser“ bin. Sie hatten gestohlen und umgebracht!“* Das war für ihn am schwersten zu ertragen. Nach seiner Freilassung wollte er seiner Familie helfen, die im Land zurückgeblieben ist. Er arbeitet schwarz. Die Präfektur stellt ihn unter Hausarrest. Er kann nicht von einem Bezirk in den andern gehen, aber er wird nicht ausgewiesen. So lebt er 20 Monate im Untergrund.

Die Selbsthilfegruppe „Papierlose“ kümmert sich um die juristischen Wege. GISTI (*Informations- und Selbsthilfegruppe für Zuwanderer*), CIMADE (*ökumenischer Hilfsdienst*) und manchmal Séours Catholique (*Caritas*) unterstützen ihn. Einige Dokumente werden in Ordnung gebracht, bezüglich der anderen versuchen wir, bei der Präfektur vorstellig zu werden, um die Situationen darzulegen. Dank unserer Hartnäckigkeit kommen wir zu einigen Ergebnissen. Die Gesetze werden, je nach Präfektur, unterschiedlich gehandhabt... in unserem Bezirk, den man unter dem Namen „Regenbogen“ kennt, gibt es die meisten „Papierlosen“. Deshalb ist es schwieriger, die Dokumente zu legalisieren...

In unserer Pfarre haben wir die Gewohnheit, uns zu Beginn jedes Gottesdienstes zu begrüßen. Eines Sonntags bemerke ich einen Afrikaner, der etwas abseits steht. Ich begrüße ihn. Er ist Kongolese und heißt **Jerôme**. An diesem Sonntag wird eine Fürbitte für eine Gruppe „papierloser“ Immigranten und ihre Angehörigen gesprochen, die in der Basilika Saint-Denis untergebracht sind, weil sie keine Wohnung haben. Unser Bischof, Msgr. de Béranger, unterstützt die Aktion. Er verfasst eine Erklärung, die in allen Kirchen der Diözese verlesen wird. Nach der Messe gehe ich zu Jérôme. Er fragt mich, was die Erklärung des Bischofs bedeutet. Ich verstehe also, dass er Schwierigkeiten hat. Da er allein ist, kommt er in unsere Gemeinschaft zum Mittagessen. Er war vor zwei Monaten illegal nach Frankreich eingereist und hat in keiner Herberge einen Platz bekommen. Momentan wohnt er hier im Viertel bei einem anderen Kongolesen mit zwei Kindern... Ich lade ihn in die Selbsthilfegruppe ein und helfe ihm beim Ausfüllen seiner Antragspapiere um politisches Asyl. Er bekommt eine kleine finanzielle Unterstützung, damit er leben kann, aber er hat keine Arbeitsbewilligung. Da er mit der kleinen Beihilfe nicht leben kann, arbeitet er bei einem Jugoslawen schwarz als Maler und Tischler. Drei Monate arbeitet er dort um den halben Mindestlohn. An einem Monat bekommt er überhaupt kein Geld, aber er kann seinen Lohn nicht einfordern, weil es sich ja um Schwarzarbeit handelt. Nach eineinhalb Jahren wird sein Antrag als politischer Flüchtling abgelehnt. Aufgrund eines Abkommens zwischen den beiden Ländern dürfen kongolesische Staatsbürger nicht

mehr als politische Flüchtlinge angesehen werden, auch wenn für manche das Leben im Land zu Gefahr wird. Wir gehen in die Berufung, aber ohne Erfolg. Jérôme wird zu einem Illegalen. Arbeit finden und sie annehmen, gleich unter welchen Bedingungen, die Schuld nicht einfordern können, wenn der Arbeitgeber unehrlich ist, auf die Straße gehen müssen in der Angst, von der Polizei kontrolliert zu werden... ein solches Leben ist hart. Aber es geht ums Überleben.

Die Situation von **Suzy**, einer Kamerunerin, konnte dank der Aktion der Selbsthilfegruppe „Papierlose“ geregelt werden. In der Gruppe lernt sie Christian, einen Agnostiker, kennen. Sie wollen heiraten. Suzy will eine kirchliche Heirat, Christian ist einverstanden und, um seiner Ehrlichkeit Ausdruck zu geben, schreibt er „sein Vaterunser“ und bittet mich, bei der kirchlichen Trauung den Text zu verlesen, „denn“, so sagt er, „*ich möchte, dass jemand aus der Selbsthilfegruppe meinen Text liest jemand, der gläubig ist*“. Und hier der Text, den ich gelesen habe:

Vater unser: Du bist der Vater aller, die kämpfen, damit Liebe, Solidarität, Gerechtigkeit werde. Du bist der Vater, den ich für alle meine Nächsten, meine Freunde, meine Angehörigen will.

Dein Name werde geheiligt von allen, die Tag und Nacht arbeiten, um ihre Brüder aus der Unwissenheit, der Krankheit, der Ausbeutung und der Verfolgung herauszuholen. Von allen, die ihre Zeit aufwenden, um die Arbeitsbedingungen im Viertel, in der Fabrik, im Büro, in der Schule zu verbessern.

Dein Reich komme, und es komme für alle!

Dein Wille geschehe.

Unser tägliches Brot gib uns heute, dieses Brot, das oft eine Seltenheit ist, das oft von einer Minderheit weggenommen wird, von dem $\frac{3}{4}$ der Weltbevölkerung nicht genug hat, das Brot einer Arbeit für alle, das Brot einer guten Bildung und das besondere Brot, das wir „Papiere“ nennen. Auch das Brot eines wirklichen Lebens.

Und vergib uns, Herr, alle diese Hilferufe, die wir nicht hören, dieses Lächeln, das wir nicht sehen. Alle diese Ungerechtigkeiten, gegen die wir nichts unternehmen.

Lass uns nicht in die Versuchung fallen, die Arme sinken zu lassen, die Tür unseres kleinen Glücks zu verriegeln. Lass uns nicht der Versuchung anheim fallen zu glauben, dass die Gewalt, der Rassismus und die Intoleranz die Oberhand gewinnen.

Sondern erlöse uns von dem Übel, das uns tief drinnen in unserem Herzen einlädt, unser Leben zu leben, es für uns zu bewahren, während Du uns einlädt, es hinzugeben. Schenke uns diese Begeisterung, die eine schönere Welt zu schaffen vermag.

Annouze, eine 38jährige Haitianerin, ist vor einigen Monaten mit einem Touristenvisum hier angekommen. Sie kann nicht in ihrem Land bleiben, weil dieses zu arm ist. Außerdem macht ihr eine Tante, die den Voodoo-Kult praktiziert, das Leben schwer. Sie möchte zu Josef, einem Schulkameraden, der seit mehr als zwanzig Jahren in Frankreich im Gastgewerbe tätig ist. Sie möchte ihn heiraten und Kinder haben. Sie geht oft in die Kirche, um zu beten, aber Josef kapiert nicht. Nach einem finanziell schwierigen Jahr hat sie nun Schwarzarbeit in einem Restaurant gefunden. Eines Tages sagt sie zu mir: *„Ich habe noch immer keinen Mann und kein Kind. Da ich aber jetzt etwas Geld verdiene, möchte ich für ein Kind in einem armen Land die Patenschaft übernehmen. Ich will teilen und zum Leben eines Kindes beitragen. Kannst du mir die Adresse einer Organisation geben?“*

Andrew, ein Sri Lankese, lebt hier mit seiner Frau und seinen beiden Kindern. Sie haben keine Papiere, aber das lässt sich in Ordnung bringen. Aber woher 420 € nehmen, die von der Präfektur verlangt werden, wenn man keine Arbeitsberechtigung hat? Wir haben in der Gemeinschaft beschlossen, diesen Leuten die Summe vorzustrecken...

Dieses Engagement bei den Migranten ohne Dokumente hat mich manchmal in schwierige Situationen gebracht. Eine politische Partei benützte die Illegalen für ihre Wahlpropaganda. Wir aus der Selbsthilfegruppe haben reagiert und die Einwanderer darauf aufmerksam gemacht. In unserer Wohngegend treffen wir täglich die Nachbarn und deren Kinder. Die Franzosen, die aus der Einwanderung hervorgegangen sind, haben den Hang, unter sich zu leben, und wir sind bemüht, ihnen zu helfen, sich in die Gesellschaft zu integrieren.

Gemeinsam mit anderen hat die Gemeinschaft eine Gruppe zusammengestellt, die den Kindern bei ihren Schulaufgaben hilft. Das ist eine Möglichkeit, die Eltern zu treffen und sie aufzumuntern, zu den Sprechtagen in die Schule zu gehen. **Herr Traoré** wohnt auf unserer Stiege. Er kommt öfter zu uns, um sich nach etwas zu erkundigen oder um einen Dienst zu erbitten. Seit mehreren Jahren ist er Mitglied des örtlichen Vereins und bemüht sich, seine Kollegen zu motivieren, sich aktiv in die Gesellschaft einzubringen, zu den Versammlungen zu gehen, sich an Aktionen und Festen zu beteiligen, bei denen jedes Land seine Spezialitäten vorstellt und man sich besser kennen lernt.

Schon vor mehreren Jahren haben Franzosen ein Festkomitee gegründet. Mit Hilfe der Gemeinde organisieren sie gesellige Zusammenkünfte, Familienausflüge, um das Adoptivland kennen zu lernen, Theaterstücke, um mit den verschiedenen Kulturen vertraut zu werden. Das hat geholfen, so manche Schranken abzubauen, sich für die verschiedenen Volksgruppen zu öffnen. Die *„Woche gegen*

Rassismus und für Freundschaft zwischen den Völkern“ war ein großer Erfolg. Eine aktive und verantwortungsvolle Beteiligung aller führt allmählich zu einer besseren Kenntnis und zu einem Austausch über die kulturellen Reichtümer. Unsere Gemeinschaft ist in das Leben des Viertels eingebunden, sie lädt oft ganz spontan jemand, er in Schwierigkeit ist, zum Essen ein, und wir selbst werden auch eingeladen. Das Leben dieser Menschen geht uns nahe. Wir können angesichts so vielen Leides und so vieler Ungerechtigkeiten nicht gleichgültig bleiben. Wir müssen mit den anderen etwas tun. Ist nicht das erste Recht des Migranten, im eigenen Land leben zu können? Haben die reichen Nationen nicht die Verantwortung, mit den Ländern des Südens gegen Armut und Ungleichheiten zu kämpfen? Deshalb engagieren wir uns auch im **Katholischen Komitee gegen Hunger und für Entwicklung** (CCFD). Diese Organisation hat zwei Hauptziele: Förderung der Migranten in Frankreich und Unterstützung von Entwicklungsprojekten vor Ort mittels Partnerschaften. Wir beschäftigen uns auch mit den Richtlinien für die Pastoral bei den Migranten. In einem der letzten Dokumente - „Wenn der Fremde an meine Tür klopft“ - rufen die Bischöfe Frankreichs der Bevölkerung zu: *„In der Qualität der Aufnahme des Fremden zeigt sich die Qualität unserer Menschlichkeit.“*

Dieses geschwisterliche Nahesein hat uns zu einem Austausch über das Zusammenleben zwischen Gläubigen und Ungläubigen veranlasst. An einem Weihnachtsabend verteilt Lotfi, ein Algerier, Informationsblätter über die Situation der Illegalen. Eine Frau nähert sich ihm und sagt ihm rassistische Worte. Später sagt er zu mir: *„Ich habe sie sprechen lassen, aber ich habe mir gesagt: sie geht in die Kirche, aber wahrscheinlich liest sie nicht dasselbe Buch wie du.“* Ja, der Gott der Christen und der Muslime lädt uns ein, miteinander wie Geschwister zu leben.

Jedem ermöglichen, mit seinem Reichtum anerkannt zu werden und einen Platz im Viertel und in der Kirche zu haben, scheint auch im Sinne des heiligen Vinzenz zu sein. Jedes Jahr haben wir die Freude, in der Pfarre das „Fest der Völker“ zu feiern, zu dem jeder mit seinem Glauben, seiner Originalität und seiner Dynamik beiträgt.

Schwester Bernadette ANOUCHIAN
Tochter der christlichen Liebe

AKTUELLE HERAUSFORDERUNGEN

Zeugnis der Provinz Nordafrika

Arbeiten mit der Caritas Tunesien

Seit 1997 arbeite ich mit der Caritasgruppe Tunesien, die sich der Migranten und Flüchtlinge annimmt. Die Caritasgruppe Tunesien ist international und interkonfessionell. Sie setzt sich zusammen aus einem kongolesischen Pastor der Methodistenkirche und seiner Frau, einem koreanischen Pastor der Reformierten Kirche, einer syrischen Schwester des heiligen Josef von der Erscheinung und einer spanischen Tochter der christlichen Liebe. Wir sind also alle „Zugezogene“, obwohl die Gründe für unsere Zuwanderung verschieden sind. Vor mehreren Jahren haben wir uns zusammengeschlossen und die Arbeiten unter uns aufgeteilt. Einmal monatlich treffen wir uns, um uns über unsere verschiedenen Erfahrungen auszutauschen und um zu sehen, wie wir weitermachen können.

Tunesien wird als Durchgangsland betrachtet. Und in der Tat: die Auswanderer, die in unser Empfangsbüro kommen, stammen alle aus der Sub Sahara oder aus dem Maghreb (*Tunesien, Algerien und Marokko, teilweise auch Libyen und Mauretanien*), und sie haben nur eines im Kopf: „ins Eldorado Europa“ auswandern! Tunesien ist also nur eine Etappe. Aber für viele ist diese Etappe oft länger und härter als geplant. Jene, denen es gelingt, nach Tunesien zu kommen, finden sich oft vor der Schwierigkeit, wenn nicht gar Unmöglichkeit, ein Visum für ein europäisches Land zu bekommen. Deswegen warten sie eine Gelegenheit ab, um heimlich aufzubrechen. Aber zuvor müssen sie irgendwo wohnen, essen, im Krankheitsfall betreut werden. In Tunesien gibt es aber für Ausländer keine Arbeit und noch weniger bekommen sie eine Aufenthaltsbewilligung. Und um eine solche zu bekommen, bedarf es eines Arbeitsvertrags. Es ist also ein Teufelskreis. Nach einigen Monaten oder Jahren des Wartens gelingt es den Beneidenswertesten, über das Mittelmeer zu fahren.

Wenn die Migranten ins Caritasbüro kommen, hören wir sie zuerst einmal an. Nur in Ausnahmefällen geben wir ihnen finanzielle Unterstützung. Wir bestellen sie mehrmals her und versuchen, ihre Situation, die immer sehr schwierig ist, möglichst genau zu kennen. Gott sei Dank, besteht unsere Gruppe aus Personen verschiedener Kontinente, und das hilft, unsere Sichtweise zu erweitern und herauszufinden, ob unserseits wirklich eine Hilfe erforderlich ist oder nicht.

Die Gründe für die Auswanderung sind vielfältig:

- *Sehr arme Menschen*: diese wollen dem Elend entkommen; für sie ist die Reise wegen des Fehlens von Mitteln lang und schwierig.

- *Die etwas Begüterteren*: ihnen bezahlen die Angehörigen die Reise, weil sie sich davon etwas erwarten. Darum wollen sie, wenn sie stranden, nicht mehr nach Hause zurück.

- *Die Studenten* kommen mit einem so genannten Stipendium ihres Landes. Da dieses aber nie ausreichend ist, müssen sie ihre Studien abbrechen, weil sie keine Mittel mehr haben. Und weil sie sich auch in keine andere Schule einschreiben können, verlieren sie die Aufenthaltsgenehmigung und werden zu Illegalen.

Das sind im Wesentlichen die drei Personengruppen aus Subsahara-Afrika.

- Schließlich gibt es noch solche, die wegen des Krieges fliehen. Diese schicken wir ins UNO-Flüchtlingshochkommissariat. Aber bei den meisten handelt es sich um keine echten Flüchtlinge. Unter dem Vorwand der Situation in ihrem Land suchen sie bessere Lebensbedingungen. Es handelt sich vor allem um Algerier, die mit ihrer gesamten Familie ankommen.

In den beiden letzten Jahren hat die Zahl der Migranten abgenommen. Da es sehr schwierig ist, nach Europa auszuwandern, sind die Auswanderungswilligen gezwungen, im Land zu bleiben. Die Regierung will sie aber nicht auf ihrem Territorium und setzt dementsprechende Maßnahmen.

Es ist immer sehr schwierig, die Situation und die wirklichen Bedürfnisse richtig einzuschätzen. Wir ermutigen die Migranten sehr, in ihre Heimat zurückzukehren, und wenn sie das akzeptieren, helfen wir ihnen, wenn es nötig ist, die Rückreise zu bezahlen. Wir wissen alle um die Gefahren, in die junge Mädchen oder junge Frauen kommen können, und deshalb sind wir irgendwie froh, wenn diese wieder nach Hause zurückgehen. Aber wir leiden sehr, wenn sie, trotz unserer Ratschläge, das Mittelmeer, gleich mit welchem Mittel, zu überqueren suchen.

Eine weitere Schwierigkeit unseres Büros der Caritas Tunesien ist, dass wir in einem zur Gänze muslimischen Land weder Einheimische noch Muslime sind. Die Caritas ist eine Organisation der Kirche, die von den Behörden offiziell nicht anerkannt ist, obwohl man sie duldet. Wir müssen sehr diskret und sehr klug sein. Die Polizei kommt regelmäßig zur Visite, um sich über unsere Aktivitäten zu informieren und um festzustellen, dass wir keine Proselyten machen.

Wir bekommen Hilfe von verschiedenen europäischen Organisationen und Spenden von den verschiedenen Kirchen Tunesiens. Das Land selbst gibt keinerlei Subventionen. Nur einige Ärzte haben sich bereit erklärt, Kranke unentgeltlich zu behandeln.

Unser Büro nimmt jeden ohne Unterschied der Rasse und der Religion auf. Bei unseren Ermittlungen wird nie nach der Religion gefragt. Wir wollen „allen alles“ sein, ohne irgendjemand vorzuziehen. Diese Gleichbehandlung jedes Migranten wird von allen geschätzt. Zurzeit gibt es bei uns keine eigene Migrantenpastoral. Wer seine Religion ausüben will, sucht seinen jeweiligen Kultort auf.

Die Lokalbevölkerung ist den Migranten nicht sehr gewogen, vor allem den Christen nicht. Die Migration ist ein sehr komplexes internationales Problem. Auch wenn wir diese globale Frage nicht lösen können, so können wir doch die Leiden ein wenig lindern.

Schwester Purificación SANTAMARIA
Tochter der christlichen Liebe

AKTUELLE HERAUSFORDERUNGEN

Zeugnis der Provinz Bogota

Ein Sozialzentrum für die Migranten

Einleitung

„Die Liebe für Jesus Christus lässt uns mit Mut, Mitleid und Kreativität zu den Armen gehen“ (Leitlinien).

Neben den vielen Formen der Armut in Kolumbien taucht heute ein neues Phänomen auf: die Menschen, die sich allein oder in Gruppen auf den Weg machen, die vielen Familien, die wegen des Konflikts zwischen bewaffneten, am Rande des Gesetzes laborierenden Gruppen aus den Städten vertrieben werden. Für gewöhnlich zieht die ganze Familie weg, wenn eines ihrer Mitglieder ermordet wurde. Sie kommen dann in einem Zustand bitterer Not an, da sie alles zurückgelassen haben: Haus, Einrichtung, Kleidung... Ihre Lebensbedingungen werden von einem Tag auf den anderen sehr schwierig. Sein Haus verlieren, bedeutet nicht bloß den Verlust materieller Güter, sondern auch den Verlust der Identität, der Gewohnheiten, der Werte, der Familien- und Freundschaftsbande.

Bei der Provinzversammlung 2002 haben wir beschlossen, mehr Informationen über diese Vertriebenen einzuholen. Bei den verschiedenen Tagungen haben die Schwestern über diese Tatsachen nachgedacht und überlegt. Kolumbien zählt derzeit 44 Millionen Einwohner, 4 Millionen davon sind Vertriebene. Die Provinz hat beschlossen, ihren Möglichkeiten entsprechend etwas Konkretes für diese Menschen zu tun.

Das Sozialzentrum von Mosquera

Das Sozialzentrum liegt im Bezirk Mosquera, 50 Minuten von Bogota entfernt, und bietet den geflüchteten Familien verschiedene Dienstleistungen an. Zusammen mit der St.Thomas-Universität von Bogota werden Kurse für Landwirtschaftstechnik, organische Anbaumethoden, Finanzierungsmöglichkeiten für die Aufzucht von Geflügel usw. veranstaltet.

Die geflüchteten Familien leben oft in kleinen Wohnungen ohne Wasser, ohne Strom, unter schlechten hygienischen Bedingungen... Wenn wir davon erfahren, machen wir sofort Besuche und helfen ihnen bei den Verwaltungsgängen. Dann erzählen wir ihnen vom Sozialzentrum in Mosquera, das die Möglichkeit hat, ihnen ein kleines Grundstück zu besorgen, das sie bestellen können, um so zu ihrem Unterhalt beizutragen. In diesem Zentrum können die Familien auch verschiedene Kurse besuchen und Tätigkeiten ausüben. Die Lebensordnung im Zentrum fußt auf Werten wie Ehrlichkeit, Solidarität und Achtung vor allen.

Die Familien, die vom Zentrum abhängen, beteiligen sich an den Feldarbeiten und an der Kleintierzucht. Nach und nach merkt man an ihren Gesichtern, dass Hoffnung und Lebensfreude wieder zurückkehren. Die Familien bekommen ein kleines Gehalt, der Zeit entsprechend, die sie für die Arbeit aufwenden. Wenn ein Projekt abgeschlossen ist, wird es mit den Familien besprochen und neue Ziele werden ins Auge gefasst. Auch religiöse Angebote werden ihnen gemacht, um sie in ihrer Trauer über das Vergangene zu begleiten, um ihnen zu helfen, den Glauben an einen Gott der Liebe nicht zu verlieren und um zu versuchen, ihre Hassgefühle nach und nach in einen Willen zum Verzeihen umzuwandeln. Dieses Zentrum hilft diesen Familien, von einer Situation des Umsorgtwerdens überzugehen zu einem Für-sich-selbst-sorgen-Können, ihre Würde wieder zu finden und solidarisch zu sein mit den anderen, die in einer ähnlichen Lage sind. Obwohl die Diözesankirche das Zentrum tatkräftig unterstützt, leidet dieses an einem Mangel an ökonomischen Ressourcen, denn vom Staat erhalten wir nur wenig Unterstützung. Trotz dieser Schwierigkeit sind die ermutigenden Zeugnisse der Familien ein Anreiz, in diesem Dienst weiterzumachen. Hier der Bericht einer Familie:

Blancas Familie

Vicenta, die 39jährige Mutter, ist mit Manuel verheiratet. Sie haben drei Kinder, einen Sohn, Roberto, und zwei Töchter, Rosa und Elvira. Sie erzählt:

„Es war zu Beginn des Jahres 2003, um 5 Uhr morgens. Eine bewaffnete Gruppe kam in unsere Gegend. Die Männer haben sich in kleine Gruppen zu acht und zehn aufgeteilt, um gleichzeitig alle Häuser überfallen zu können. Ich war mit meinem Mann, meinen drei Kindern und meinem Enkel im Haus. Sie nahmen uns als Geisel, aber mein Mann konnte entkommen. Sie führten Roberto abseits und wir vier wurden zusammen mit anderen Leuten zur Straße hinaus gebracht. Hier standen wir, bewacht von einem Aufseher. Eine Stunde später kam ein Mann mit Robertos Uhr und sagte zum Chef: *„Ich bringe Ihnen die Uhr dieses jungen Mannes, wir mussten ihn umlegen, weil er geschworen hat, nicht mit uns gehen zu wollen, um Unschuldige zu töten.“* Als ich das hörte, begann ich zu weinen, aber die anderen Geiseln sag-

ten mir: „*Seien Sie mutig, sagen Sie nichts - wegen Ihrer Töchter und Ihres Enkels.*“ Dann führten sie uns auf demselben Weg zurück. Ich stellte mir vor, meinen toten Sohn zu finden und bat Gott, er möge mir in diesem Schmerz beistehen. Ich zitterte am ganzen Körper. Die bewaffneten Männer der Gruppe beschimpften uns und schlugen mit ihren Waffen auf uns ein, damit wir schneller gingen. Plötzlich sah ich Roberto, er lebte, er war inmitten der Bewaffneten. Ich wollte zu ihm, aber wir waren unter Aufsicht. Dann zwang man uns, uns flach auf den Boden zu legen und man versicherte uns, uns am Leben zu lassen, wenn wir ihnen die Wahrheit sagen würden. Sie fragten uns über Personen aus, die in den verschiedenen Häusern unserer Gegend wohnten und ob wir eine andere bewaffnete Gruppe gesehen hätten. Ich antwortete wütend: „*Ich habe eine andere bewaffnete Gruppe gesehen, aber ich weiß nicht, wer die Leute sind.*“ Inzwischen hatten sie das Gesicht Robertos mit einer giftigen Flüssigkeit verätzt. Dann befahlen sie mir, aufzustehen und meinen Sohn anzuschauen. Danach sperrten sie uns in ein anderes Haus ein. Dieses war aus Palmstämmen und getrocknetem Strohlehm gemacht. Wir sahen die Männer abziehen. Wütend schlug ich die Tür ein und wir gingen ins Freie. Etwas weiter weg sah ich Roberto am Boden liegen. In diesem Augenblick kam mein Mann aus seinem Versteck hinter dem Hügel hervor. Er hatte alles mit angesehen. Als ich sah, dass Roberto tot war, fiel ich in Ohnmacht. Sie hatten auch noch einen anderen, 85jährigen Mann ermordet. Als ich wieder zu mir kam, machten wir, die Kinder, mein Mann und ich, uns auf den Weg, um uns in den Bergen zu verstecken. Wir marschierten etwa sieben Stunden lang. Dann nahmen wir die Straße nach Bogota, wo wir bei unseren Verwandten unterkamen. Als die Nachbarn hörten, was geschehen war, brachten sie Wäsche, Schuhe und Lebensmittel... Dann besuchten uns die Schwestern. Bald darauf erzählten sie uns von ihrem Sozialzentrum in Mosquera und wie man dort hinkommen kann. Wir stimmten sofort zu. Die Schwestern haben uns wie ihre eigene Familie aufgenommen. Wir, die wir alles verloren haben, den Sohn, das Haus, den Grund..., wir haben dank ihrer liebevollen Hilfe wieder die Kraft zum Weiterleben gefunden, trotz dieser furchtbaren Prüfung, und wir sind ihnen unendlich dankbar dafür.“

Das Zeugnis von Vicenta und das der übrigen vertriebenen Familien haben mich viel gelehrt und mich evangelisiert. Ich danke Gott, dass ich in diesem Zentrum arbeiten darf, denn das hilft mir, über meine kleinen Probleme hinwegzuschauen und sie zu überwinden.

Schwester Ursulina QUINTERO
Tochter der christlichen Liebe

AKTUELLES AUS DEN PROVINZEN

Ernennungen

PROVINZ BELGIEN: Schwester Christiane VERCAUTEREN wurde am 8. Februar 2006 für drei weitere Jahre zur Visitorin ernannt.

PROVINZ SÜDINDIEN: Schwester Rosa KIDANGEN Wurde am 15. Februar 2006 anstelle von Schwester Mary KUNNAPPALLY zur Visitorin ernannt

PROVINZ NORDINDIEN: Schwester Grace MOOLAN WURDE AM 22. Februar 2006 für weitere drei Jahre zur Visitorin ernannt.

PROVINZ BOGOTA: Schwester Nubia QUINTERO QUINTERO wurde am 6. März 2006 anstelle von Schwester Hilda APONTE zur Visitorin ernannt

PROVINZ MEXIKO: Schwester Maria Graciela RUBIO MONCADA wurde am 6. März 2006 zur Visitorin ernannt.

PROVINZ ROM: Schwester Amelia CICONOFRI wurde am 22. März 2006 anstelle von Schwester Beatrice PRIORI zur Visitorin ernannt

PROVINZ PORTO RICO: Schwester Teresa DIAZ BIRD wurde am 5. April 2006 anstelle von Schwester Juanita FLORES zur Visitorin ernannt.

PROVINZ ROMANISCHE SCHWEIZ: Schwester Madeleine SAILLARD wurde am 5. April 2006 anstelle von Schwester Pia HUMBEL zur Visitorin ernannt.

PROVINZ INDONESIA: Schwester Anna SOEPRATIWI wurde am 27. April 2006 für drei weitere Jahre zur Visitorin ernannt.

PROVINZ SAN SEBASTIAN: Schwester Carmen PEREZ wurde am 1. August 2006 für drei weitere Jahre zur Visitorin ernannt.

* * * * *

PROVINZ NIGERIA: Pater Eamon RAFTERY wurde am 8. März 2006 für weitere drei Jahre als Direktor der Töchter der christlichen Liebe wiederernannt.

PROVINZ ECUADOR: Pater Edmundo BURBANO PORTILLA wurde am 13. März 2006 zum Direktor der Töchter der christlichen Liebe ernannt.

PROVINZ NEW YORK: Pater Gerard LUTTENBERGER wurde am 13. März 2006 zum Direktor der Töchter der christlichen Liebe ernannt.

PROVINZ CHINA: Pater Jan Van AERT wurde am 13. März 2006 zum Direktor der Töchter der christlichen Liebe ernannt.

PROVINZ NORDINDIEN: Pater Thomas KOTTIRI wurde am 24. März 2006 zum Direktor der Töchter der christlichen Liebe ernannt.

PROVINZ INDONESIA: Pater Franciscus HARDJODIRONO wurde am 28. März 2006 zum Direktor der Töchter der christlichen Liebe ernannt.

PROVINZ SEVILLA: Pater Manuel FREIRE QUINTERO wurde 28. April 2006 für weitere drei Jahre als Direktor der Töchter der christlichen Liebe wiederernannt.

PROVINZ KULM-POSEN: Pater Pawel SLIWINSKI wurde am 28. April 2006 zum Direktor der Töchter der christlichen Liebe ernannt.

PROVINZ VIETNAM: Pater Joseph PHAN THAI HOA wurde am 28. April 2006 zum Direktor der Töchter der christlichen Liebe ernannt.

PROVINZ KRAKAU: Pater Marcin STASIOWSKI wurde am 2. Mai 2006 für weitere drei Jahre als Direktor der Töchter der christlichen Liebe wiederernannt.

PROVINZ BELGIEN: Pater Daniel MARTELLO wurde am 1. Juli 2006 für weitere drei Jahre als Direktor der Töchter der christlichen Liebe wiederernannt. Pater Theo JEURIS wurde am 1. Juli 2006 als Subdirektor der Töchter der christlichen Liebe wiederernannt.

PROVINZ MADAGASKAR. Pater Kazimierz BUKOWIEC wurde am 19. Juli 2006 für weitere drei Jahre als Direktor der Töchter der christlichen Liebe wiederernannt.

PROVINZ MADRID SANKT VINZENZ: Pater Enrique SANZ PORRAS wurde am 19. Juli 2006 für weitere drei Jahre als Direktor der Töchter der christlichen Liebe wiederernannt.

ZEUGNIS DER SCHWESTERN

Provinz - Zentralafrika

Besuch des Generalsuperiors Gregory Gay

Am 14. März 2006 kommt Pater Grégory Gay in die Provinz Zentralafrika zu Besuch. Zusammen mit Schwester Visitorin Sabina Iragui begibt er sich nach Mukungu, der ersten Gemeinschaft, die 1973 im Südwesten von Ruanda gegründet wurde. Die Schwestern versehen dort verschiedene Dienste: Zentrum für die Kranken, Ausspeisung und Förderprogramm für die Armen. Der Priester und die Pfarrgemeinde heißen Pater Gregory freudig zur Eucharistiefeier willkommen. Er besucht alle Kranken der Anstalt und sagt jedem ein ermutigendes Wort. Anschließend trifft er die Mitglieder der vinzentinischen Familie und lädt sie ein, über das bereits Erreichte hinauszugehen. *„Die Armen sind für Gott die Wichtigsten und seine Bevorzugten. Der Herr verlangt von uns, ihnen in Liebe zu dienen“*. Er unterhält sich mit den Schwestern, hört ihre Erfahrungen, ihre Freuden und ihre Schwierigkeiten an, spricht über seine Eindrücke von der Mission und über seinen Dienst als Generalsuperior.

Dann Abreise nach Burundi Rwisabi. Dort besuchen wir die Schwestern von Ruzo, nahe der Grenze zu Tansania. Bei der heiligen Messe in der Pfarrkirche lädt uns Pater Grégory ein, die schwesterliche Liebe immer intensiver zu leben. *„Ich lade Sie ein, zu verzeihen, die Wurzeln der Eifersucht auszurotten, die das menschliche Leben und die Familien zerstört“*.

Anschließend begibt sich Pater Gregory nach Butaré, im Süden von Ruanda, um die beiden Gemeinschaften zu besuchen: in der einen werden die Postulantinnen ausgebildet und die Schwestern arbeiten in einem Waisenheim und in der Pflege der Aidskranken, die andere ist die Seminargeinschaft. Pater Gregory ermutigt die jungen Schwestern, die Ausbildungszeit intensiv zu leben, den anderen legt er nahe, ihre eigene Ausbildung ernst zu nehmen und den Laien zu zeigen, wie sie den Armen im Geiste des heiligen Vinzenz dienen können.

Auf dem Weg nach Norden kommt Pater Gregory in Nemba vorbei, wohin die Schwestern 1972 gekommen sind, um die Kranken im Spital zu

pflegen. Der Diözesanbischof kommt zur Begrüßung des Generalsuperiors. Die Pfarrkirche ist brechend voll Nach dem Besuch in der Pfarre trifft der Pater mit den Mitgliedern der vinzentinischen Familie zusammen. Sie erzählen ihm ihre Geschichte und berichten über die Arbeit bei den Ärmsten. Am folgenden Tag kommen die meisten Schwestern der Provinz in Kigali zusammen. Bei der Messe sagt Pater Gregory: *„Wir Missionspriester sind berufen, Väter der Armen zu sein, und Sie, Töchter der christlichen Liebe, Sie sollen die Mütter sein im Dienste an den Leidenden“*. Schwester Sabina dankt dem Pater herzlich, *„denn es ist das erste Mal, dass uns ein Generalsuperior besucht“*. Sie stellt die aktuelle Situation der Provinz vor. Sie wurde vor 5 Jahren errichtet, obwohl die Genossenschaft schon seit 35 Jahren im Land präsent ist. Die Provinz setzt sich zusammen aus 9 Gemeinschaften: 2 in Burundi und 7 in Ruanda. Sie hat 58 Schwestern, davon 37 einheimische und 21 Missionarinnen, 4 Postulantinnen und 5 Mädchen im Vorpostulat. Mittels PowerPoint stellt Schwester Maria Carmen die Geschichte der Provinz seit ihrer Gründung, 1971 in Burundi und 1973 in Ruanda, vor. Natürlich werden Mutter Christiane Chiron und die ersten Missionarinnen erwähnt, und gemeinsam betrachten wir die Wundertaten Gottes, die er gestern und heute vollbringt. Pater Gregory sagt uns, wie sehr er vom Frohsinn und vom dem Glauben unseres Volkes beeindruckt ist, obwohl es so viel leiden muss. Er legt uns nahe, um einen besseren Dienstes willen das Gleichgewicht zwischen Gebet und gemeinschaftlichen Leben zu wahren. Nach einigen Ratschlägen für die Schwestern Dienerinnen bittet er die Mitschwestern, sich stets den Blick des Glaubens und den Geist des Wohlwollens und Verstehens zu bewahren.

Eine Gruppe von Schwestern

DAS WORT DER ARMEN

Quasi-Provinz

„Mein Evangelium, das ist meine Mutter!“

Mathilde wurde in einem Waisenhaus aufgezogen. Sie hat ihre Eltern nie gekannt. Noch sehr jung, musste sie in der Fabrik arbeiten und sich allein durchschlagen. Ihr einziger Wunsch war, einen Hausstand zu gründen, um die Liebe einer Familie zu erfahren, die sie nie gekannt hat.

Eines Tages gestand ihr Jacques, ein junger Mann, der in derselben Fabrik arbeitete, dass er sie liebe, und sie glaubte es. Sie heirateten. Aber bald merkte sie, dass er Alkoholiker war. Jeden Abend kam er betrunken nach Hause und schlug seine Frau. Mathilde wurde klar, dass ihrem Familienleben eine lange Leidenszeit bevorstand. Als sie schwanger war, hörte Jacques nicht auf, zu schlagen. Mathilde brachte einen kleinen Jungen zur Welt, den sie Michael nannte. Nun wurde Jacques krankhaft eifersüchtig. Er kümmerte sich nicht nur nicht um sein Kind, sondern er wurde noch viel gewalttätiger gegen Mathilde. Zudem begann er, sie mit anderen Frauen zu betrügen.

In den nächsten Jahren wurde Mathilde immer unglücklicher und glaubte, nie mehr das Glück zu finden, nach dem sie sich so sehr gesehnt hatte. Und mitten in ihrem Unglück fand Mathilde Gott. Sie kehrte zur Kirche zurück, die sie verlassen hatte, als sie in der Fabrik arbeitete. Sie traf eine geistliche Schwester, der sie ihre Sorgen und ihren Kummer anvertraute. Mathilde betete mit ihr zu Jesus auf Kalvaria und zu Maria am Fuße des Kreuzes. Sie war überzeugt, dass Jesus und Maria noch mehr gelitten hatten als sie. Und plötzlich fühlte sich Mathilde Gott sehr nahe. Von da an hörte sie nicht mehr auf zu beten und begann einen bewundernswerten geistlichen Weg. Stets mehr bedacht auf die andern als auf sich selbst, wurde sie immer aufmerksamer und mitleidvoller für alle, die ebenso unglücklich waren wie sie und in ähnlich tragischen Verhältnissen lebten.

Sie bemühte sich, sich zu Hause nichts anmerken zu lassen und sprach mit Michael möglichst gut über seinen Vater. Aber Michael sah sehr

wohl, dass sein Vater die Mutter schlug. Michael wurde ob dieser familiären Situation immer störrischer. Mit 12 Jahren begann er, über die Stränge zu schlagen. Doch wann immer er nach Hause kam, mochte er anstellen was immer, seine Mutter blieb stets freundlich und liebevoll und bemühte sich, ihm die Dinge zu erklären, ohne ihm je Vorwürfe zu machen. Aber Michael wurde immer schwieriger. Für Mathilde zählte nur eines: ihren Sohn lieben, ihm helfen, ein Mann zu werden, immer für ihn da zu sein. Sie betete weiterhin vertrauensvoll zu Gott. Michaels seelisches Gleichgewicht wurde von Jahr zu Jahr schlechter. Fünf Jahre später wurde er schwer krank und seine Mutter pflegte ihn mit unendlicher Geduld. Seine Krankheit dauerte mehrere Monate. Michael spürte immer klarer, dass seine Zeit zu Ende ging. Er beobachtete seine Mutter, und in diesem täglichen Nahesein entdeckte er ihre große Selbstlosigkeit, ihre Sorge um das Wohl der andern. Und kurz vor seinem Tod sagte Michael zu ihr: *„Mama, ich glaube, ich werde sterben. Ich möchte dir aber sagen, dass ich an deinen Gott glaube, wenn er so gut ist wie du. Ich habe ihn durch dich gefunden. Jetzt kann ich im Frieden sterben und zu deinem Gott gehen. Danke.“*

Danke, Mathilde, für dein Lebenszeugnis und für deine Hingabe, die mir die unendliche Barmherzigkeit des mütterlichen Antlitzes Gottes gezeigt haben, das allen zugewandt ist.

Schwester Hélène-Marie
Tochter der christlichen Liebe

KURZNACHRICHTEN

Ein jüdisches Kind wurde in Saloniki gerettet!

Seit über 40 Jahren ist das Museum „Yad Vashem“ in Jerusalem für das jüdische Volk die wichtigste Gedenkstätte an die Schoa. Es liegt auf dem ‚Hügel des Gedenkens‘. Um dorthin zu gelangen, muss man durch die ‚Allee der Gerechten‘ gehen, wo zur Erinnerung an die „Gerechten der Nation“, d.h. der Nichtjuden, die während des zweiten Weltkrieges unter eigener Lebensgefahr bedrohten Juden geholfen haben, ein Baum gepflanzt wurde.

In Israel ist der 27. Januar dem Andenken der Naziopfer gewidmet. Ich war an diesem Tag in der Allee der Gerechten, die zum Haus des Ewigen Angedenkens, nahe dem Yad Vashem, führt. Unter den zahlreichen Bäumen gibt es zwei, die eine besondere Anziehung für mich haben.

Diese beiden Bäume erinnern an ein Ereignis während des Zweiten Weltkriegs in Saloniki in Griechenland. Ein Baum ist meinen Eltern, der andere einer Tochter der christlichen Liebe namens Schwester Giuseppa gewidmet. Meine italienischen Eltern lebten 1940 in Griechenland. Zu dieser Zeit erklärte Mussolini Griechenland den Krieg und die italienischen Truppen marschierten ein. Damals hielten die Deutschen Saloniki besetzt. Sie begannen, die Juden zu verfolgen und zwangen sie, den gelben Judenstern zu tragen, damit sie leichter ausfindig gemacht werden konnten. In der Grundschule schauten wir mit anderen Kameraden neidvoll auf diesen gelben Stern auf dem Schulkittel. Wir kannten die abscheuliche Bedeutung dieser Dekoration ja nicht. Unser Haus stand neben dem der Töchter der christlichen Liebe, wo auch meine Mutter zur Schule gegangen war, und sie war mit ihnen in Kontakt geblieben. 1943 kam Schwester Giuseppa ganz blass mit einem ein paar Monate alten Kind in den Armen zu uns. Sie sagte zu meiner Mutter: „Das ist ein jüdisches Kind, wir haben es in unserer Kapelle gefunden. Helfen Sie uns, wir können ja nicht sagen, dass es in einem Kloster zur Welt gekommen ist!“ Nach einem raschen zustimmenden Blick zwischen meinen Eltern sagte mein Vater zu ihr: „Wir werden sagen, dass es unser Kind ist.“ So hatte ich, ein Einzelkind, drei Jahre lang in Saloniki eine „kleine jüdische Schwester“ namens Rena.

Nach dem Krieg trennten wir uns von Rena; sie blieb bei den Schwestern. Meine Familie wurde aus Griechenland vertrieben und wir kamen nach Florenz. Ich hatte erfahren, dass 60.000 Juden vernichtet worden waren. Nur einige Hunderte hatten überlebt, unter ihnen die richtigen Eltern meiner „kleinen jüdischen Schwester“. Ihre Mutter Edda wurde vom Roten Kreuz nach Paris geschickt. Edda ging ins Mutterhaus in der rue du Bac und erkundigte sich nach ihrer Tochter, die sie während des Krieges im Haus der Töchter der christlichen Liebe in Saloniki abgegeben hatte, und sie fragte auch nach Schwester Giuseppa. Diese setzte sich mit Edda in Verbindung und übergab ihr ihre kleine Tochter. Als ich in Florenz war, erfuhr ich, dass meine „kleine provisorische Schwester“ und ihre Eltern wohlbehalten nach Israel gekommen waren. Dann hörte ich jahrelang nichts mehr.

40 Jahre später bekam ich nach einer griechischen Fernsehsendung einen Brief aus Griechenland: *„Lieber Herr, ich bin das Baby aus Saloniki...“*. Es war Liebe auf den ersten Blick! Wir haben uns im Geiste neu erwachter Geschwisterlichkeit wieder gesehen und getroffen. Und sie, „meine kleine Schwester“, wollte bei Yad Vashem einen Baum für meine Eltern pflanzen. Im gegenseitigen Einverständnis haben wir daneben noch einen zweiten Baum gepflanzt und ihn Schwester Giuseppa gewidmet, die durch die Kraft ihrer Liebe unsere Geschichte begonnen und weitergeführt hat.

Vittorio CITTERIC
Auszug aus der Zeitung Avvenire